

# Aus dem Tagebuch des Malers Friedrich Kurz über seinen Aufenthalt bei den Missouri-Indianern 1848-1852

Autor(en): **Kurz, Emil / Kurz, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern**

Band (Jahr): **13 (1894)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-322083>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

### III.

## **Aus dem Tagebuch** des Malers Friedrich Kurz über seinen Aufenthalt bei den Missouri-Indianern **1848—1852.**

Bearbeitet und mitgeteilt von dem Neffen des Malers Dr. *Emil Kurz*,  
Privatdocent in Bern.

#### **Vorbemerkung.**

Mit grossem Nutzen wird man vergleichen können folgendes Werk:

Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Civilisation. Von Lewis H. Morgan. Aus dem Englischen übertragen von W. Eichhoff, unter Mitwirkung von K. Kautsky. Stuttgart 1891. Ein Buch, das viele Stellen des folgenden Tagebuches glänzend bestätigt.

Speciell kommt hier in Betracht die auf pag. 130 gegebene Uebersicht über die Indianerstämme.

Morgan unterscheidet u. a. folgende Stämme:

#### II. Dakotische Stämme.

1) Dakotas oder Sioux, jetzt ungefähr 12 Stämme.

2) Missouri-Stämme.

A. Pankas, 8 gentes.

B. Omahas, 12 gentes.

C. Iowas, 8 gentes.

D. Otoes (und Missouri) mit 8 gentes.

4) Stämme des obern Missouri.

A. Mandanen. «In der Intelligenz und in den Künsten des Lebens waren die Mandanen allen ihren verwandten Stämmen weit voraus, was sie wahrscheinlich den Minnitarris (oder Mönnitarris) zu verdanken haben.» 7 gentes.

B. Minnitarris, 7 gentes.

C. Upsarokas oder Crows, Krähenindianer, 13 gentes.

III. Golfstämme. Muscokes oder Creeks, 6 Stämme, 22 gentes.

IV. Pawneestämme, 6 gentes.

V. Algonkinstämme. 1) Ojibwas, 23 gentes. 2) Pottowatomies, 15 gentes.

3) Otawas. 4) Crees.

Mississippistämme. 2) Shawnees, 13 gentes. 3) Sauks und Foxes, zu einem Stamm vereinigt, 14 gentes. 4) Menominees und Kikapooos. Zahl und Namen der gentes nicht zu ermitteln.

Die Stämme des Felsengebirges. 1) Blutschwarzfüsse, 5 gentes.  
2) Pieganschwarzfüsse, 8 gentes.

IX. Shoshonenstämme. Die Komanchen in Texas, 6 gentes.

Zur Orientierung diene ferner Folgendes:

Das Tagebuch führt uns von St. Louis am Mississippi zu folgenden Stationen:

I. St. Joseph am Missouri, im Staate Iowa. In der Nähe dieser Stadt befanden sich und wohnen teilweise noch jetzt: 1) westlich, im St. Kansas, die Iowa (richtige Schreibweise für Stamm und Sprache desselben: Iowä), Kickapoo und Pottowatomie; 2) östlich die Sac (alias Sauks) und Fox, welche jetzt auch noch nordwestlich bei Des Moines im St. Iowa wohnen.

II. Council Bluffs, im St. Iowa (westlich davon Omaha im St. Nebraska), in dessen Nähe damals die Omahas waren, die jetzt ihre Reservation nur wenig nördlicher haben.

Bei der nächsten Wendung des Missouri nach Westen Yankton, in dessen Umgegend die Yanktonans (nördlich) und die Ponca (westlich) wohnen.

Dann östlich die Crow und Creek (bei der Stadt Chamberlain), von denen die erstern im St. Montana am Yellowstone ausserdem eine eigene Reservation besitzen; westlich aber, am rechten Ufer des Missouri, erstreckt sich von den Wohnsitzen der Ponca

III. bis weit über Fort Pierre hinaus, in den St. Dakota und Montana hinein, das Gebiet der Sioux.

Sodann gelangen wir über Bismarck, in dessen Nähe der Ortsname Mandan an den Stamm der Mandanen erinnert, zum Knie des Missouri und zur Reservation

IV. Fort Berthold, d. h. in die Gegend, wo damals die Herantsa (Grosventres) und weiter westlich die Assiniboins hausten. Die im Tagebuch oft erwähnten Blackfeet haben ihre Reservation jetzt viel weiter westlich, noch weiter als Fort Union bis zu welchem Fr. Kurz gelangte; Fort Assiniboin am Missouri dürfte den Mittelpunkt der Reservationen für Grosventres, Piegan- und Blood-Blackfeet, Assiniboins und River Crows bezeichnen.

Von den im Tagebuch sonst erwähnten Stämmen sind in das Indianerterritorium zwischen den St. Kansas (N.), Missouri und Arkansas (O.) und Texas (S.) gedrängt worden: Die Otoe (und Missouri), die Pawnee, sowie Teile der Ponca, Creek, Iowä, Pottowatomie, Kickapoo und die Comanchen; etwas nördlicher sind die Chippeway.

Vgl. Map showing the location of the Indian Reservations compiled etc. under the direction of the Hon. J. H. Oberly, Commissioner of Indian Affairs. Wm. H. Rowe, draughtsman (Washington) 1888.

Was die Art der Redaktion des Tagebuches betrifft, so hat sich der Herausgeber bemüht, die Aufzeichnungen seines Oheims möglichst unverändert wiederzugeben. Eine Reihe von Punkten . . . bezeichnet jeweilen eine kleinere oder grössere Auslassung. Im geographischen Jahrbuch sollen vorzugsweise die geographisch und ethnographisch interessanten Abschnitte mitgeteilt werden, während die mehr romantischen Partien, die Jagdabenteuer etc. in der Schweizerischen Rundschau erscheinen. Mit diesen zwei Publikationen wird freilich der Inhalt des Tagebuches erst zur Hälfte erschöpft sein. Wenn irgend möglich, gedenke ich aber den dritten Hauptteil, den höchst inhaltsreichen Bericht über den Aufenthalt im Fort Union (September 1851 bis April 1852) als ein selbständiges Ganzes zu veröffentlichen.

Bern, im April 1894.

Der Herausgeber.

## **Friedrich Kurz,**

der Verfasser des Tagebuches, aus welchem auf den folgenden Blättern einige ausgewählte Abschnitte mitgeteilt werden sollen, wurde geboren den 8. Januar 1818 in Bern, als der Sohn eines aus Schwaben eingewanderten Kaufmanns und als der Bruder des nachmaligen Fürsprechers und Obersten Albert, des Bankdirektors Gustav und des spätern Regierungsrats und Ratschreibers Ludwig Kurz. Dem Beruf, welchen er, durch die Lektüre von Indianerromanen und anderer dergleichen Litteratur begeistert, schon früh erwählt hatte, dem Beruf eines Malers, welcher im Stande wäre, das unverfälschte Naturleben in seinen verschiedenartigsten Aeusserungen wiederzugeben, konnte er sich nur nach Ueberwindung der grössten Hindernisse hingeben. Seine Familie hatte ihn zu anderem bestimmt und sah ihn ungern diesem Fache sich widmen, von dessen Pflege man wenig äussern Erfolg erwartete. Und wirklich schienen die Schicksale des jungen Friedrich, der in Bern besonders bei Senn und Joseph Volmar studierte, dieser Ansicht zunächst recht geben zu wollen. Die Lehrstelle, welche Kurz an dem berühmten Institut des Herrn von Fellenberg in Hofwyl inne hatte, musste er nach einiger Zeit wieder aufgeben, als widerwärtige Schicksale über die ehemals so blühende Anstalt hereinbrachen. Darnach nahm er mit erneuter Energie den lang gehegten Plan wieder auf, nach Amerika zu gehen, um dort das Naturleben an der Quelle, bei den Indianern die lebende Antike (wie er sich auszudrücken liebte) zu studieren. Zunächst begab er sich nach Paris, um durch eifrige malerische Studien bei den französischen Realisten für die Erfüllung seiner Lebensaufgabe sich vorzubereiten. Dort traf er im Januar 1839 auch mit Alexander von Humboldt zusammen, der ihm riet, nach Mexiko zu gehen, da dort für seine Zwecke in den verschiedensten Richtungen am meisten zu finden wäre. Wirklich hatte er nun auch die Absicht dorthin zu reisen. Doch als er im Jahre 1846 sich hinlänglich vorbereitet glaubte, um an die Ausführung seines Planes zu gehen, brach der Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexiko aus und so wandte er sich dann zunächst nach New Orleans, wo er im Anfang des Jahres 1846 anlangte.

Von dort rückte er langsam, mit Ueberwindung der mannigfachsten Hindernisse und Schwierigkeiten, nach St. Louis vor, von da nach St. Joseph am Missouri, da er bei reiflicher Ueberlegung der verschiedensten Möglichkeiten (Kalifornien und der Salt lake kamen eine

Zeit lang auch in Betracht) noch am meisten neues bei den Missouri-Indianern finden und verwerten zu können hoffte.

Von St. Joseph aus trat er zum erstenmal in längern und intimern Verkehr mit den Indianern. Widerwärtige Schicksale, teilweise recht romantischer Art, verleiteten ihm aber den Aufenthalt in St. Joseph und dessen Umgebung; er zog in das etwas nördlicher gelegene Städtchen Savannah, um von da bei der ersten Gelegenheit an den obern Missouri vorzudringen.

Eine solche bot sich ihm endlich anfangs Mai 1851, wo er St. Joseph (dahin war er von Savannah zurückgekehrt) auf einem Dampfboot verliess. Mit verschiedenen Unterbrechungen, die er stets zu interessanten Studien benutzte, fuhr er sodann den Missouri aufwärts nach Council Bluffs, von da mit einem Paketdampfer der grossen Missouri-Pelzhandelsgesellschaft nach Fort Pierre, während die Cholera auf dem Schiff wütete und nach allen Seiten sich auszudehnen begann. Am 9. Juli 1851 langte Kurz im Fort Berthold am Knie des Missouri an, wo er den ersten längern Aufenthalt machte, und die beste Gelegenheit zur Fortsetzung der bei den Indianern des mittlern Missouri, den Omahaws und Iowas, begonnenen Studien, nun bei den Grosventre (Herantsa) u. a. Stämmen hatte. Von diesem Punkte an wird das Tagebuch immer spannender, reicher an Abwechslungen. Aus diesen Teilen soll deshalb im folgenden das wichtigste wiedergegeben werden. Am 1. September musste er Fort Berthold verlassen und mit einem Kanadier nach Fort Union, 170 englische Meilen weiter westlich, reiten, eine höchst romantische und ausgezeichnet dargestellte Episode. Im Fort Union sodann hatte er, von dem dortigen Chef begünstigt, längere Zeit die vorteilhaftesten Gelegenheiten zu den mannigfachsten Studien. Zur Vervollständigung und zum Abschluss derselben war ihm ein Aufenthalt im « Rosslager » (12 Meilen östlich vom Fort Union) im Monat März und April 1852 sehr dienlich. Jetzt glaubte er, sein Ziel, soweit es jetzt möglich war, erreicht zu haben und benützte die Gelegenheit, mit Herrn Culbertson, dem Agenten der Pelzhandelsgesellschaft für den obern Missouri, flussabwärts zu reisen, verliess Fort Union den 19. April 1852 mit einem Dampfboot, war am 25. April in Fort Berthold, am 26. April in Fort Clarke, am 3. Mai in Fort Pierre, am 12. Mai in St. Joseph, wo er bis zum 21. blieb. Am 25. traf er wieder in St. Louis ein, wo er noch einen längern Aufenthalt bis zum 11. August machte. Von dort reiste er über Louisville (14. Aug.), Cincinnati (15. Aug.), Cleveland (16. Aug.), Albany (17. Aug.) nach New York, das er am Morgen des 18. August erreichte. In New York hielt es ihn aber nicht mehr lange; am 24. August verliess er die grosse Metropole, traf am 22. September

in Havre, am 23. in Paris, am 24. in Basel und am 25. September morgens in Bern ein, nach 6jährigem Aufenthalt in Amerika, wovon er 4 Jahre hauptsächlich dem Indianerstudium hatte widmen können.

Die Ausführung seines grossen Planes, nämlich der Darstellung des Indianerlebens in einer grossen Galerie mit erläuterndem Text, scheiterte; er fand keinen Verleger, da er unbekannt war und kurz vorher grosse Werke, wie das des Amerikaners Catlin und des deutschen Prinzen Max zu Wied erschienen, und ausserdem die Zeiten des orientalischen Krieges derartigen Unternehmungen überhaupt ungünstig waren.

Von 1856 bis zu seinem im September 1871 plötzlich erfolgten Tode widmete er sich dem Beruf eines Zeichenlehrers an der damaligen Kantonsschule in Bern, daneben unablässig mit Studien, Kreidezeichnungen, Aquarellen und Oelgemälden beschäftigt. Der Tod überraschte ihn, als er gerade eifrig mit der Ausführung einer kühnen Komposition, welche eines seiner besten Werke geworden sein würde, der Gruppe von Rossen, die von einer Indianerherde verfolgt, über einen Abhang herabstürmen, beschäftigt war.

Eine reiche Auswahl seiner Kreidezeichnungen besitzt die Künstlergesellschaft, resp. das Kunstmuseum in Bern; schöne Oelgemälde, und zwar sowohl Tierbilder als Landschaften sind da und dort im Privatbesitz verstreut (im Berner Kunstmuseum figurirt als sein einziges Oelbild dasjenige der zwei Jagdhunde). Einen glänzenden Beweis seines künstlerischen Könnens geben aber auch seine Skizzenbücher, nun im Besitz des historischen Museums und zum Teil der Künstlergesellschaft in Bern. Für die Tüchtigkeit seines Charakters, seine unermüdliche Energie und seinen ausdauernden Fleiss, sowie auch andererseits seine Begabung für die Schriftstellerei möge das Tagebuch sprechen, aus dem jetzt nach Verfluss von fast einem Vierteljahrhundert einige Abschnitte zum Andenken an den bescheidenen Mann, dem im Leben nicht viel Angenehmes erblühte, veröffentlicht werden sollen.

## I. Teil.

### Von St. Louis bis Fort Berthold.

1848. Der Krieg mit Mexiko hielt mich noch immer ab, dieses Land zu besuchen; höher den Mississippi hinauf als Galena waren zwar noch einige malerische Landschaftspartien, aber wenig Büffel und Hirsche, und die nördlichen Indianer durch das harte Klima

verkümmert oder für meine Studien zu sehr bekleidet. Der Missouri zog mich daher besonders an: er war zwar künstlerisch mehr ausgebeutet als Nord-Mexiko und die Gegend der obern Seen von Nord-Amerika, aber nicht nach meinem Sinn; auch blieb mir der Weg von Independence nach Santa Fé, von St. Joseph nach Oregon, Kalifornien und den Rocky mountains zur Auswahl offen, im Falle die Missouri-Indianer mich nicht befriedigten.

Ich entschloss mich für St. Joseph am Missouri; dort waren Indianer genug zu sehen, indem das Land dem Städtchen gegenüber noch freies Indianerland war, den *Kickapoo's* gehörend, und das Städtchen selbst für die Holzhändler des Missouri und Nebraska, schlechtweg Mountaineers genannt, den Sammelplatz bildete, sowie Independence für die Santa Fé Traders und St. Louis für die ganze westliche Pelzregion. Bevor ich St. Louis vielleicht für immer verliess, zeichnete ich noch einige Altertümer der Stadt, aus der ältesten indianischen Zeit und aus der spanischen Herrschaft. Zwei Erdhügel (*tumuli*), der grössere terrassenförmig, beide aber durch darauf gebaute Wohnungen bloss durch die Tradition kenntlich; die ehemalige Wohnung des spanischen Gobernators, jetzt eine deutsche Bierbrauerei, Washingtongarden, südliche 3. Strasse, ein einfaches Gebäude von Kalksteinen mit Veranda auf erhöhter Mauer, in der Mitte eine Stiege, Terrain hinten höher. Nicht weit von diesem Gebäude an E. Mainstr. die älteste Kapelle von Holz, auf steinernem Untersatz, Thür an der schmalen Seite gegen die Strasse erhöht, mit hölzerner Stiege, um nicht direkt aus der damals sumpfigen Strasse in die Kirche zu gelangen, Kreuz über der Thür, kein Turm, die Wände aus rein gezimmerten Balken blockhausartig zusammen gefügt. Nördlich von St. Louis am Ufer ein runder spanischer Wachturm mit sehr dicken, steinernen Mauern, kleinen Schiessscharten.

Den 5. April 1848 fuhr ich mit dem Tamerlan, Capt. Milles, von St. Louis weg. Das Boot war sehr schwer beladen, da die Kaufleute am Missouri den ganzen Winter keine Waren von Osten beziehen, ebensowenig das eingekaufte Getreide, Hanf und Tabak versenden konnten. Die Oeffnung des Missouri bleibt daher ein wichtiges Ereignis für die Städte, bis sie durch Eisenbahnen mit dem Osten verbunden sein werden.

Die Reisegesellschaft bestand daher meistens aus Handelsleuten, die in St. Louis ihre Einkäufe gemacht und dieselben auf dem Boote verladen hatten.

Der Missouri ist beständig trübe; weder Bett noch Ufer sind felsig, daher reisst er fortwährend seine Ufer einerseits ein, andererseits an, je nachdem die Strömung geht. Er ist's, der dem Mississippi

unterhalb Alton seine «Kaffee- und Milchfarbe» gibt;<sup>1</sup> überhaupt gebührte es dem Missouri seinen Namen bis in den mexikanischen Meerbusen zu tragen, da er bedeutender in Länge, Breite und Tiefe ist, als sein östlicher Bruder; aber die ersten französischen Reisenden, denen wir die ältesten Nachrichten über diesen Landstrich verdanken, kannten den Missouri nur durch seine weite Mündung, aber nicht seine grössere Länge. Zu dieser Trübe kommt noch eine andere gefährliche Eigenschaft des Flusses, nämlich das Versenken der abgerissenen Bäume in weichen Flussbette; wäre dieses steinig, so könnten jene Riesen sich nicht so fest einrammeln, dass sie im Stande sind, die festesten Kiele zu durchbohren. Diese festliegenden oder feststehenden Baumstämme nennt man *snags*. Der Fluss ist oft stellenweise, wo er ganze Striche Waldes weggerissen, mit diesen Baumstämmen so verrammelt, dass Boote mit grösster Mühe sich durchwinden können. Die gefährlichsten Baumstämme sind die unter dem Wasser verborgenen; sie erfordern, dass die Piloten jeweilen die Verschiedenheit des Wasserspiegels beobachten und sich merken müssen, deshalb ist das Steuerrad so hoch auf den Booten angebracht, damit die Piloten mit scharfem Auge eine weite Uebersicht auf ihrer Wasserstrasse beobachten können. Auf dem Missouri fahren die Boote nachts nicht stromaufwärts, es sei denn eine sehr helle Mondnacht, und selbst dann wagen es nur alte, erfahrene Piloten, die den Fluss mit seinen Veränderungen beständig studieren. Unser erster Pilot auf dem Tamerlan, Laberge, war früher Steuermann auf den Mackinawboots gewesen, auf denen die Pelzhändler ihre Häute und Felle vom obern Missouri nach St. Louis spedieren liessen; er war daher einer der besten Steuerleute des Missouri.

Noch gibt es andere, wenn schon minder gefährliche Baumstämme im Missouri (auch im untern Mississippi), nämlich die *sawgers*, die nicht ruhig liegen, sondern von der Strömung balanciert werden, was ihnen eine sägende Bewegung gibt, ferner das Driftwood, welches, wenn sehr schwer, den Schaufelrädern verderblich wird. Sieht daher der Pilot einen schwarzen Baumstamm gegen die eine Seite des Bootes antreiben, ohne ausweichen zu können, so lässt er durch ein

---

<sup>1</sup> Was der Zucker bei Catlin zu dieser Farbe thun soll, begreife ich nicht. Kap. III, p. 13. (Gemeint ist das Werk des Malers George Catlin: *Notes of Eight Year's Travels and Residence in Europe with his North American Indian Collection*. Vgl. *Smithsonian Report*, 1885 (Washington 1886), Part II, wo im 5. Teil Catlins indianische Galerie von Th. Donaldson mit Abbildungen neu herausgegeben ist. Die citierte Stelle findet sich p. 426 unten: (the Missouri) having, at all seasons of the year, the color of a cup of chocolate or coffee with sugar and cream stirred into it. Anmerkung des Herausgebers.)



besonderes Klingeln dem Maschinenführer bedeuten, das Rad zu stellen, damit es seine Schaufeln auf dem Baume nicht zerschlage; einen leichten Baum fürchtet er nicht. Endlich häuft sich besonders an der obern Spitze von Inseln viel Treibholz an, welches dem Flusse einen eigentümlichen Anblick gibt. Wenn europäische Einwanderer solch angehäuften Treibholz sehen, rufen sie immer aus: wenn sie das nur zu Hause hätten! oder: wenn ich das zu Hause gehabt hätte!

Die Reise ging langsam<sup>1</sup> aber ohne Unfall von statten; ich hatte keine Eile und genoss die schöne Witterung auf dem obersten Deck (Hurricandek) in vollem Masse. Schon das Bewusstsein den Missouri zu befahren, mich den Indianern, den Büffeln, den Hirschen und Bären zu nähern, war ein berauschendes Gefühl. «Nur wer die Sehnsucht kennt, weiss was ich leide.» *Meine* Sehnsucht sollte bald gestillt, die Träume meiner Jugend erfüllt, der Plan des reiferen Künstlers ausgeführt werden.

Nachts um 11 Uhr des 18. April legten wir unter dem Jubelgesang unserer schwarzen Bootsleute bei St. Joseph an; in fröhlicher Ungeduld suchte ich ein Wirtshaus, obschon ich ebenso gut gethan hätte, die Nacht noch auf dem Boote zuzubringen.

St. Joseph, früherer Tradingpost von Joseph Robidoux, am Fusse der Blacksnakehills, und am linken Ufer des Missouri, zeigte, obschon erst 6 Jahre alt, bereits die Merkmale einer rasch aufblühenden, schnell anwachsenden Stadt. Trotz der vielen Neubauten in Holz und Backsteinen waren Wohn- und Geschäftslokale schwer zu finden. Bei meiner Ankunft waren die Hauptstrassen sehr belebt von Pelzhändlern und Auswanderern nach den damals noch wenig bekannten Ländern Oregon und Kalifornien. Die reichen Goldlager waren dem Auge noch verborgen. Bloss einige kühne Pelzhändler und in ihren Fussstapfen ungenügsame Bauern, denen es nur da gefällt, wo das Faustrecht gilt, suchten diese Länder auf, jene mit Packeseln, diese mit bedeckten Wagen in grossen Gesellschaften, zu Schutz und Trutz bewaffnet.

Ein schwarzer Bär in der Gefangenschaft (Calaboose) gab mir eine willkommene Gelegenheit seine Art zu studieren. Er war ganz schwarz, selbst ohne graue oder rostbraune Oberlippen.

---

<sup>1</sup> Die durchschnittliche Schnelligkeit eines Dampfbootes stromaufwärts ist 10 Meilen, abwärts bis 20, je nach dem Zustande der Flüsse, der Kraft der Maschinen. Z. B. von New Orleans nach St. Louis braucht ein gewöhnliches Dampfboot 12 Tage, ein Crackboot nur 5—6. Von St. Louis nach New Orleans (Distanz 1200 Meilen) braucht das schlechteste Boot nicht mehr als 9 Tage. Von St. Louis nach St. Joseph (500 Meilen) nimmt es einem Boote ebenso viel Zeit, als von New Orleans nach St. Louis, weil man nachts wegen der vielen snags und veränderlichen Sandbänke nicht fahren kann.

Indianer von dem Stamme der Pottowatomies, Foxes (Musquakees), Kikapoos, Iowas und Otoes sieht man beständig in der Stadt, besonders am *landing*, wo die Fähre sie über den Fluss spediert. Sie führen sich sehr manierlich auf; hie und da wenn einer von dem verbotenen Whisky zu viel bekommt, krakehlt er etwas, aber nicht mehr als ein betrunkenener Weisser, auch ist er nicht gefährlicher als ein betrunkenener Amerikaner, die gewöhnlich mit Bowieknife oder Revolver bewaffnet und schnell damit bei der Hand sind.

Den Sommer über beleben Bourgeois oder Chefs, Clerks und Engagés der verschiedenen Pelzhandelsgesellschaften (Fur Companies) die Strassen und Schenkhäuser der Stadt. St. Joseph ist ihnen jetzt das was früher St. Louis war, der Sammelplatz. Zwar werden die Stapelwaren alle von St. Louis aus geliefert; hier aber werden Pferde aufgekauft, um sie den Indianern am obern Missouri und am Platte oder Nebraska zu verkaufen; hier werden die packs Büffelhäute (je zu 10 Stück) auf die Dampfboote umgeladen, die leeren mackinaws verkauft, ihre Mannschaft entlassen. Diese Leute nennt man hier Mountaineers. An diesen Namen knüpfen sich abenteuerliche Gefahren, ausgestandene Leiden, aber auch romantische Freuden. Diese Leute kleiden sich gerne in gestickte und befranste Lederkleider, damit man sogleich wisse, woher sie kämen, und man sie als *Löwen* betrachte. Häufig sind diese Lederkleider ihre einzigen, da nach längerem Aufenthalt ihre tuchenen zu Grunde gegangen.

Sehr selten haben aber diese Engagés die Rocky mountains gesehen, noch weniger Gefahren durchgemacht, hingegen sehr hart arbeiten müssen in Kälte, Wasser und Sturm. Besonders wissen die kanadischen Engagés, Coureurs des bois, Mangeurs de lard, von merkwürdig halbsbrechenden Gefahren zu schwadronieren, in denen sie eine Rolle gespielt haben wollen. Unter ihren vielen guten Eigenschaften ist aber der Mut nicht die hervorragendste; die Haut ist ihnen zu lieb, als dass sie sich für einen Meister schlagen wollten, über den sie beständig schimpfen, weil er für sein Geld auch Arbeit fordert. Ich habe viele dieser Grosshanse später am obern Missouri gesehen, wie sie ausserhalb der Pfähle des Forts, beim blossen Anblick eines entfernten Menschen, schreiend die Flucht ergriffen, ja selbst Werkzeug oder Waffen, sobald dieselben ihnen nicht angehörten, wegwarfen! Uebrigens sind es sehr gutmütige Leute und besonders gute Kunden der Wirtschaften, wenn sie bei ihrer Rückkehr noch etwas Lohn erspart haben. Wenige unter ihnen sind haushälterisch genug, um den Lohn auf die Seite zu legen, um später Haus und Land zu kaufen, oder sich mit ihrem frühern Handwerke niederzulassen.

Durch das Auffinden des Goldes in Kalifornien und das Verschicken geraubten Landes seitens der Regierung der Ver. Staaten an Ansiedler in Oregon sind nun die Pelzhändler in St. Joe (St. Joseph) in den Hintergrund getreten. Tausende und abertausende von Goldjägern und Oregonemigranten füllen jetzt im Frühling die Strassen und Wohnungen der Stadt. Die *Montagnards* sind kein Événement mehr!

Im Sommer 1848 waren sie aber noch die Helden des Tages und genossen ihres Triumphes. Mit vier derselben wurde ich genauer bekannt; sie erhoben sich über die gemeinen Engagés durch ihre guten Manieren, ihre Wahrheitsliebe, ihren Unternehmungsgeist. Alle vier waren Kanadier, ihre Namen lauteten Lambert, François Désolles, Michaux und Wiskom; der gleiche Vorsatz sich etwas zu erwerben, um Grundeigentümer, Hausbesitzer zu werden, beseelte alle und vereinigte sie. Sie hatten nicht Mittel genug, um freie Trader, nicht Bildung genug, um Clerks zu sein; höchstens konnten sie mit ihrer Kenntniss der Siouxsprache als Dolmetscher dienen; sie waren aber auch zu gut für gemeine Engagés, Knechte, Tagelöhner. Sobald der Winter oder die Pelzzeit vorüber ist, verlassen sie das Fort, dem sie als Jäger oder als Trader gedient, kommen nach St. Joe, den Sommer zuzubringen und gelegentlich ein gutes Reitpferd billig zu kaufen. Im Herbst packen sie einige Lebensmittel und Geschenke für ihre squaws (indianischen Weiber) auf und reiten nach dem Posten zu, wo sie glauben, ihre Pferde am besten absetzen zu können. Damals waren die Pferde ein sehr guter Handelsartikel, weil man sie in St. Joe billig kaufen konnte (20 bis 60 Doll.). Durch die Californiaemigration sind sie aber über das doppelte gestiegen, so dass die Indianer nicht mehr im stande sind, die Kaufsumme in Büffelhäuten zusammenzubringen.

Die vier freien Engagés, in einem Posten angekommen, dürfen nicht mehr frei handeln, sondern bloss im Interesse des Besitzers oder der Gesellschaft, welcher der Posten angehört. Wo sie für den Winter Anstellung finden, bleiben sie und verkaufen ihre Pferde an den Bourgeois oder Chef des Postens. An die Indianer selbst dürfen sie die Pferde nicht verkaufen, wenigstens nicht gegen Büffelhäute, höchstens dagegen eine squaw eintauschen, weil es gegen die Privilegien der patentierten Pelzhändler wäre; sie erhalten vom Bourgeois den Preis, welchen Pferde an diesem Posten gelten, in Wechseln auf St. Joe oder St. Louis; der Bourgeois tauscht die Pferde gegen Büffelhäute, wobei er nicht versäumt seinen Schnitt zu machen.

Alle vier sind Enthusiasten für das indianische Leben. Ueberhaupt verwandelt sich der Franzose von allen europäischen Nationen

am leichtesten zum Indianer; sein Leichtsinn, Mut, seine Galanterie und la Gloire sind indianische Tugenden. Lambert ist auch ein « brave »; er hat den Sioux oft im Kampfe gegen ihre Feinde tapfer beigestanden, hat sich als Krieger ausgezeichnet, darf daher *porter les plumes, parce qu'il compte « coups »*. Dieser Ausdruck « coup » ist auch im Englischen angenommen; er bedeutet eine Heldenthat, für die ein Indianer eine Adlerfeder in den Haaren tragen darf und die er auf seiner Büffelhaut zum Andenken aufzeichnet. Sich mit der Zeit als Propriétaire zurückzuziehen, ist aber Lamberts Ideal, « coup » zu zählen bloss eine Phantasie.

Der Umgang mit Mountaineers war für mich zwar sehr anziehend, weil es halbe Indianer waren, mit denen ich reden, daher mich belehren konnte. Von ihnen lernte ich die indianische Zeichensprache,<sup>1</sup> welche bei allen Nationen am Missouri die gleiche ist, so verschieden auch die Mundart lauten mag. Die Kenntniss derselben war mir durchaus notwendig, selbst in St. Joseph; denn es kommen da so viele verschiedene Nationen hin, dass man gleich von Anfang an mit ihren Mundarten in ein Chaos gerät.

Eine meiner wenigen Liebhabereien war, eine Sammlung indianischer Waffen, Verzierungen und Kleider anzulegen. Bevor ich das Zeichen des « Tauschens » kannte, gelang mir selten ein Kauf ohne Dolmetscher; denn ich machte ungeschickter Weise das Zeichen des *Gebens*, indem ich mit fragendem Blick den gewünschten Gegenstand an meine Brust drückte. Das Zeichen des Tauschhandels ist folgendes: Nachdem man den gewünschten Gegenstand bezeichnet oder gezeigt hat, schlägt sich der Käufer mit seinem rechten Zeigefinger auf den linken zweimal übers Kreuz. Durch dieses Ankaufen von indianischen Gegenständen, wie Moccassins, Bogen und Pfeile, Tabakpfeifen, gestickte Beutel, Armringe, Kleider etc. wurde ich bald mit den Indianern näher bekannt; gegen eine kleine Entschädigung sassen sie mir zu meinen Studien, die Iowas fand ich besonders freundlich, Foxes und Pottowatomies bei weitem zurückhaltender; von den Iowas weiss man auch keine feindliche That gegen die Weissen; sie sind von Anfang an freundlich gewesen, hingegen die beiden letzten Nationen haben für ihr Land blutig gekämpft; besonders die Pottowatomies. Dass diese Nationen deswegen als kriegerischer angesehen werden dürfen, wie einige behaupten wollen, glaube ich nicht. Die Pottowatomies, als Verwandte der Chippeways, haben schon im Revolutionskriege als Freunde der Engländer gegen die Kolonisten gekämpft, sind auch nach dem Friedensschlusse von Ghent stets auf

---

<sup>1</sup> Siehe Anhang I.

der Seite der Engländer geblieben, von ihnen beschenkt und aufgewiegt worden; endlich bei ihrem letzten grossen Versuche unter Tecumthe von den Engländern unter Procope im Stiche gelassen, mussten sie ihre Ländereien aufgeben und sich zurückziehen. Durch Vertrag von 1814 wurde ihnen das Land angewiesen, jetzt unter dem Namen Plattepurchase im Staate Missouri bekannt; es liegt der Mündung des Platte gegenüber und grenzt nordwestlich an ihre Feinde, die Sioux. Aber auch da blieben sie nicht ruhig, obschon sie sich durch Kultur des Bodens und Viehzucht auszeichneten vor vielen andern Nationen; ein Teil von ihnen wurde über den Missouri an den Kansasfluss versetzt; für wie lange sie diesen Zufluchtsort geniessen können, wird die Zeit lehren; ob ein solches beständiges Verdrängen von Acker und Hof die Civilisation vermehrt oder tötet und ob es die Freundschaft für die Amerikaner erhöht oder vermindert, — das ist leicht einzusehen.

Die Foxes haben zwar kein Jahrhundert hindurch mit den Amerikanern gekämpft; aber auch da waren die Engländer schuld, dass überhaupt gekämpft wurde; sie sind es, die den Indianer dazu benutzen wollten, die gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Dies beweist auch das Benehmen von Black Hawk, der seine Hoffnung auf die Engländer baute und wie Tecumthe damit angeschmiert war.

Von diesen Kämpfen nun blieben die Iowas unberührt; sie waren überhaupt nie zahlreich, nie ein grosser Volksstamm, und als die amerikanischen Ansiedler bis zu ihnen vordrangen, kannten sie die Stärke der Ver. Staaten zu gut, um sich nutzlos zu schlagen, waren übrigens immer mit ihnen befreundet, weil sie zur französischen, nicht zur englischen Partei gehörten. Dass sie sich aber tapfer geschlagen haben, davon führt ihre Geschichte mehrere Beispiele an. Noch vor 12 Jahren haben sie sich mit ihren neuen Nachbarn, den Missouri-Indianern, nicht weit von St. Joe beim Kingshill geschlagen und das Schlachtfeld behauptet.

Den Iowas war durch den Vertrag von 1814 ein Strich Landes südlich von den Pottowatomies angewiesen; sie hatten ein Dorf am Blacksnakebache, drei Meilen oberhalb St. Joe. Aber auch dies mussten sie verlassen und über den Missouri ziehen, wodurch sie nun mit neuen Stämmen in Konflikt kamen, den ausgewanderten Shawnees und den Pawnees. Welches Los den Iowas bevorsteht, ohne Wild auf ihrem Jagdgrunde, durch das beständige Wegdrängen ohne Mut, den Boden urbar zu machen, sich an feste Wohnsitze zu gewöhnen, mit der grossen Strasse nach Kalifornien und Oregon

direkt durch ihr Land, das ist leicht einzusehen, auch fühlen sie es selbst nur zu gut.

Bei längerer Bekanntschaft der verschiedenen Stämme fallen denn auch dem Beobachter besondere Merkmale auf, die sein Urtheil schärfen und bestimmen. So ist die Haut der Pottowatomies auffallend dunkler, als die der andern Nationen der hiesigen Umgegend: ihre Gesichtszüge, ihre Haltung weniger edel: ihre Haare lassen sie wild wachsen, verwenden wenig Sorgfalt auf dieselben; hingegen sind die Männer vollständig gekleidet, gewöhnlich in einen Lederrock und Leggings, welche letzteren durch einen breiten, doppelt herausstehenden Saum sich besonders vor denen der andern Nationen auszeichnen; diese vollständigere Lederbekleidung rührt von ihrer nördlichen Herkunft. Häufig tragen sie wollene Schärpen um Kopf und Lenden gewickelt, mit Glasperlen verziert; das Muster stellt Pfeilspitzen von verschiedenen Farben vor (daher *ceintures à flèche* von den Métifs [Halbindianern] genannt). Dasselbe Muster in Form und Farbe kommt auch bei den altmexikanischen Malereien vor; am häufigsten sind die Farben weiss, schwarz, rot.

Die Iowas sind reinlicher, stattlicher, schöner, heller als die Pottowatomies; die Männer tragen ihr Haar über der Stirn aufgestellt, selbst mit Fett oder Lehm gesteift. Dadurch erhalten sie eine offene Stirn und dieselbe erscheint dadurch höher. Das Lederhemd tragen sie nicht; ihre Leggings sind ohne hervorstehenden Saum (die indianischen Leggings oder Hosen sind immer getrennt, jedes Bein, oben in einen schmalen langen Streifen endigend, wird besonders am Gürtel befestigt; durch ihre Schwere werden Kniebänder erfordert, die bald einfach, bald sehr verziert sind, auch oft aus Wolf-, Fuchs- oder Opossunschwänzen bestehen; oft werden auch runde Schellen angehängt), doch öfters mit Beads verziert. Ueberhaupt kleiden sie sich ärmlich; im hohen Sommer sind sie bis auf das nie fehlende Lendentuch und die wollene Decke ganz nackt, was mir die so sehr gewünschte Gelegenheit verschaffte, lebendige Antiken zu studieren. Schönere Figuren, als man unter den Iowas trifft, kann ich mir gar nicht denken, obschon ich durch meine langjährigen Studien nach der Natur an sehr schöne Körper von beiden Geschlechtern gewöhnt war. Uebrigens trägt die Gewohnheit, nackt umherzugehen, viel dazu bei, dass die Indianer selbst ohne Kleidung eine stolze Haltung, eine natürliche graziöse Bewegung erhalten und in dieser Beziehung über den Weissen stehen, die sich nackt in einem ungewohnten Element fühlen.

Die Iowas bilden auf dem Scheitel aus einem Büschel Haare eine oder zwei Flechten, woran sie die Adlerfedern oder den son-

stigen Kopfschmuck befestigen. Die Weiber hingegen scheideln ihre Haare über der Stirn, nehmen sie rückwärts, binden sie im Nacken zusammen und unwickeln diesen Zopf mit einem vielfarbigen, oft auch gestickten Tuche. Der jüngere Aufwuchs der Mädchen, wenigstens die eleganteren unter ihnen, bildet auf jeder Seite des Kopfes eine Flechte, welche bald hinten, bald vorn herunterhängt, und oft mit hellfarbigen Bändern und Glasperlen geschmückt wird.

Alle Indianer haben kohlschwarzes, schlichtes Haar, mehr oder weniger dunkle Kupferfarbe, dunkle, braune, ausdrucksvolle Augen, kleine Hände und Füße, ziemlich starke Backenknochen. Sie lassen höchst selten den Bart wachsen, sind überhaupt am Körper wenig behaart, rupfen die wenigen Haare noch sorgfältig aus.

Beim Gehen stehen die Fussspitzen der Indianer gerade aus, nicht seitwärts, wodurch ihre Fussstapfen leicht von denen der Weissen zu unterscheiden sind. Wer viel durch hohes Gras und die schmalen Tierpfade laufen muss, wird den Vorteil dieser Stellung der Füße leicht begreifen.



(Fig. 1). Haartracht der Omahaws.  
(Skizzenbuch von Kurz S. 107.)

Indianer beiderlei Geschlechts haben keine Anlagen zur Fettigkeit; sie zeichnen sich aber durch eine starke, gewölbte, tiefe Brust, gedrungene kräftige Gliedmassen aus. Ihre Stellungen und Bewegungen sind nie plump; besonders graziös sind ihre Manieren mit den Händen, welche durch die Zeichensprache äusserst gelenkig sind. Wie oft wünschte ich nicht Bildhauer zu sein, um die schönen Stellungen einzelner

Figuren oder den grossartigen Faltenwurf des Blankets darstellen zu können!

Die Otoes sind sowohl in Sprache als äussern Merkmalen ein den Iowas verwandter Stamm. Nach amerikanischen Sprachforschern sollen die Iowas zum Dakotastamme gehören, was mir nach meinen Sprachproben unbegreiflich ist. Dass die Iowas in spätern Jahren westlich vom Missouri, also auf Dakotagebiet wohnten, beweist nichts; denn sie wurden von den vereinigten Yankees und Muskaquees über den Fluss gedrängt.

Die Sac- und Fox-Indianer scheren ihre Haare bis zu einem handbreiten Kamm über Hinterhaupt und Scheitel glatt weg, stützen diesen Kamm, so dass er aussieht, wie eine Bürste (vgl. Fig. 1).

Einzelne lassen auf dem Scheitel lange Haare stehen, um die kleinen Zöpfe zur Befestigung des Haarschmucks zu bilden. Die Männer haben ein kriegerisches, stolzes Aussehen, lieben die Amerikaner ebenso wenig als die Pottowatomies; sie haben keine hoffnungsvolle Zukunft, denken mehr an die vergangene Zeit der Selbständigkeit. Ihre Mädchen sind weniger hübsch, als die der Iowas, daher auch weniger den Versuchungen der Weissen ausgesetzt.

Die Indianer, welche man hier und in der Umgegend antrifft, sind zwar nicht mehr die reinen Naturmenschen; durch die Nachbarschaft der Weissen haben sie manches von diesen angenommen — leider sehr wenig gutes. Wie sollten sie auch anders? Geben ihnen die sogenannten Weissen auch ein gutes Beispiel? Doch sind noch die meisten ihrer alten Gebräuche geblieben, so dass ich genug zu studieren und zu zeichnen fand. Denn Formen und Farben der Menschen, ihre Lederzelte, Tänze, Spiele, ihr häusliches Leben sind die alten; bloss die Kleidung der Weiber hat im Stoff der wollenen Decke (blanket) gewechselt, aber wenig im Schnitt, so auch die *Robe*; die Pferde mit ihren Sätteln, die Flinten, Messer und Tomahawks sind Neuerungen; auch einige Nahrungsmittel waren neu. Beim ersten Anblick der Indianer findet man den Unterschied der Gesichtsbildung und Tracht der verschiedenen Stämme nicht sogleich; erst nach längerer Betrachtung lernt man das Charakteristische herausfinden, so dass man mit ebenso grosser Sicherheit die Nation in einem Individuum erkennt, als wir es bei Franzosen, Engländern, Deutschen, Spaniern, Juden etc. vermögen, obschon der Unterschied schwer in Worten auszudrücken ist.

Im Spätherbst 1848 fror der Missouri zu einer solchen Festigkeit zu, dass vierspännige Wagen oder Schlitten mit Holz beladen ohne Gefahr hinüber konnten, und viele Amerikaner holten im Walde der Indianer auserlesenes Brennholz ohne Entschädigung, um es in der Stadt zu verkaufen, bis der Chef der Kickapoos<sup>1</sup> — das Land der Iowas fängt am Wolf-River an — sich bei ihrem Agenten der Ver. Staaten beklagte, welcher denn auch ein Verbot ergehen liess.

Ende des Jahres 1848 kampierten bei 30 Lodges (Zelte) der Iowas im Walde St. Joe gegenüber, um den Abfall der Schweineschlächtereien zu benutzen. Der Winter ist für die Indianer eine harte Jahreszeit, wenn sie bloss von der Jagd leben müssen, aber besonders schlimm, wo die Tiere beinahe ausgerottet sind. Büffel und Elk haben sich längst noch weiter nach Westen zurückgezogen; das Jagen in Schnee und Eis, bei Kälte und Nebel ist äusserst beschwerlich.

---

<sup>1</sup> Die Kickapoos waren vor 100 Jahren die östlichen Nachbarn der Sauks. Nach Lt. Pike wohnten sie 1805 um die Mündung des Missouri.



Das Haupt jener Bande oder Verwandtschaft von 30 Iowafamilien oder Lodges hiess Kirutsche; ich war bereits sehr gut mit ihm bekannt. Im Sommer war er öfter mehrere Tage bei mir, um mich die Iowasprache zu lehren; er hatte grosse Freude an meinem Eifer. Er ist ein älterer, freundlicher Mann, nicht gross, aber äusserst behend. Er war schon weit herumgekommen und sogar bei Louis Philipp in Paris gewesen.

Sobald Kirutsche sein Lager in Ordnung hatte, kam er auch gleich zu mir herüber, um mich einzuladen, nächsten Abend in seinem Zelte einem Tanze beizuwohnen, der ihm von seinen Freunden gegeben werden sollte. Ich nahm die Einladung mit Freuden an.

Es war den 15. Dezember abends, als ich über den gefrorenen Fluss ging; ein eiskalter Wind strich über den Fluss und jagte Schneewolken auf. Durch den Wald fand ich viele Pfade, wusste aber nicht welchen verfolgen, um Kirutsches Zelt zu finden. Sobald ich aber ausser dem Bereiche des heulenden Windes ins Innere des Waldes kam, hörte ich gleich die Taktschläge der Trommel ertönen; ihre Richtung verfolgend kam ich bald zum Zelte. Ich hatte erwartet ein Lederzelt zu finden, wie ich bereits an mehreren vorbei gegangen; es war aber eine elliptisch geformte Hütte aus gebogenen Weidenruten mit Binsendecken überhängt; oben befand sich eine Oeffnung für Licht und Rauch, an einer der langen Seiten eine niedrige Oeffnung, mit einem Felle gedeckt, als Thür.

Während ich vor der Hütte stand, um noch bei Tageshelle das interessante Bild eines indianischen Tanzes im Urwalde zu geniessen, wurde ein stämmiger Indianer (Hughes) aus der Thüre geworfen. Nackt wie er war fiel er in den aufgehäuften Schnee und blieb da liegen, zum grossen Vergnügen der umstehenden Weiber und Kinder; er hatte zu viel Whisky getrunken und deshalb das Fest gestört.

Wie ich durch die niedere Thür in die Hütte schlüpfen wollte, fand ich einen grossen Indianer als Wache aufgestellt; er wollte mich nicht hineinlassen; Kirutsches squaw hatte mich aber bereits erblickt, rief ihrem Manne zu, der mich auch gleich holte und mich bei seiner hübschen 16jährigen Tochter Witthae niedersitzen hiess. Ohnehin begeistert durch das Bewusstsein, trotz allen Geduldsproben, Schicksalsschlägen, Hindernissen und vieljährigem Ausharren endlich doch meinen höchsten Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, endlich mich in der Mitte von Indianern zu befinden, die lebende Antike gefunden zu haben, — ohnehin romantisch genug gestimmt, musste auf mich die reizende Witthae einen tiefen Eindruck machen. Wir konnten zwar sehr wenige Worte wechseln, sie verstand englisch, wollte aber nicht reden, ich sprach noch wenig Pachotchie, und

musste mich daher der Zeichen- und der Augensprache bedienen. Mit einigen kleinen Geschenken, die ich für die Gelegenheit mitgenommen, suchte ich ihr wenigstens meinen guten Willen kund zu thun. Dabei machte ich die später oft erprobte Erfahrung, dass man viel schneller Bekanntschaft macht, wenn man die Sprache nicht versteht.

Ueber der schönen Nachbarin vergass ich aber den Tanz nicht. In der Mitte der Hütte brannte ein grosses Feuer; rund herum sassen etwa 20 Männer und junge Bursche (von den Kanadiern bannerets, von den Amerikanern bucks genannt, weil sie in diesem Alter nichts thun als den Mädchen nachstreichen). Am obern Ende der Hütte sass Kirutsche, wie alle, mit verschränkten Beinen auf dem Boden, neben ihm seine besten Freunde und zwei Trommler, die zum Taktschlagen (ein wiederholtes —) laut sangen.

Zwei junge Männer sprangen hintereinander in dem freien Raume zwischen Feuer und Zuschauern herum, ihr Blanket mit der linken Hand nachschleppend, mit der rechten eine dünne knöcherne Pfeife haltend, mit welcher sie bald gegen den Boden, gegen den Himmel, das Feuer oder die Gäste gerichtet, rasch, ohne Melodie, piffen. Das ganze bildete eine höchst belebte malerische Scene: ich prägte mir den Eindruck tief ein und vergass auch nicht die Details zu studieren, damit ich gleich nachher eine treue Skizze entwerfen könne.

Zur Abwechslung gingen die beiden Spieler (Tänzer kann man sie nicht nennen) langsam, hielten bei jedem älteren Gast oder wirklichen Teilnehmer (zum Unterschied der blossen Zuschauer) an und mit der rechten Hand auf ihn zeigend, sprachen sie einige schmeichelhafte Worte zu ihm, worauf er hau oder húu, beides gedehnt, letzteres sehr durch die Nase und stark aspiriert, — Abkürzung für *ja*, untsche(?) erwiderte. Nachdem die zwei jungen Männer im Kreise jedem etwas gesagt und wieder gesprungen waren und gepiffen hatten, wurden sie und die Trommler durch andere abgelöst; bevor aber das neue Personal in Aktion trat, liess man eine hölzerne Schale mit Whisky herumgehen, um die Gäste zu beleben. Um Unglück zu vermeiden im Fall eines Rausches, sammelte Witthae alle Messer (die nie im Gürtel fehlen, selbst die Weiber gehen nicht ohne solche) und versteckte sie hinter ihrem Gepäck.

Bei einem der Zwischenakte setzte sich Kirutsche neben mich um zu schwatzen und mich seiner Tochter näher bekannt zu machen. Ich schenkte ihm Blei und Pulver, das er sehr nötig hatte, worauf er einige Worte zu Witthae sprach, die sogleich aus ihrem Tragsack (nebenbei als Hauptkissen dienend) ein Daguerrotypbild hervorzog

und mir zeigte. Beide hatten grosse Freude, als ich den Alten sofort erkannte; Paris, Louis Philipp, bis king, french, sagte er und machte das Zeichen: «zum Geschenk erhalten». Witthae drückte das Bild in meine Hand und schenkte es mir. Die Mutter (Wuotschinna) deutete lachend, ich solle ihre Tochter dafür küssen; wie aber Witthae merkte, dass ich den Arm um sie schlingen wollte, sprang sie lachend auf und schlüpfte aus dem Zelt. Ich wurde tapfer ausgelacht; ich dachte aber, warte nur!

Nach etwa drei Stunden ging der Whisky aus. Die Leute waren müde und verließen sich; ich hoffte immer, Witthae werde zurückkommen, aber vergebens; sie in den andern Zelten aufsuchen wollte ich nicht. Als Finale tanzte noch zum allgemeinen Vergnügen eine alte Hexe ein Solo für sich allein. Sie war betrunken. Mit zusammengehaltenen Füßen hopste sie bald rechts, bald links, nach dem Takt der Trommel und ihrem eigenen Geschrei; dabei hielt sie sich mehr gebückt, bewegte abwechselnd ihre Ellbogen vor- und rückwärts und liess ihr langes Haar wild um sich flattern.

Ich musste nun meinen Weg nach Hause durch den hohen Wald suchen; es war zwar hell genug, um die dunkeln Kolosse sich aus dem Schnee erheben zu sehen, aber zu dunkel, um einen Pfad zu finden. Ich wickelte meinen Reitmantel enger um mich und stapfte vorsichtig der Richtung des Flusses zu, bald über umgefallene Bäume steigend, bald bis an die Knie im tiefen Schnee watend, überglücklich einen Abend in einem Wigwam zugebracht zu haben.

Während drei Monaten war ich ein regelmässiger Besucher dieses Lagers, brachte manchen Tag und manche Nacht in den verschiedenartigen Wohnungen zu; diese bestanden zwar meistens aus dem indianischen Lederzelte von konischer Form, aber auch aus Hütten von gebogenen mit Binsenmatten bedeckten Weidenzweigen und endlich aus aufgestellten Stücken Baumrinde mit einem Dache von gleichem Material darübergerlegt. Die letztern Hütten waren bloss dann zu gebrauchen, wenn Dach und Seiten mit Schnee zugedeckt werden konnten.

Im Lager studierte ich Sitten und Gebräuche, skizzierte so viel ich bei der kalten Witterung vermochte; bei schlechtem Wetter blieb ich zu Hause, portraitierte die interessantesten Gesichter, suchte auch so schnell als möglich die Sprache zu erlernen, was zu vielen Spässen Anlass gab.<sup>1</sup> Natürlich schrieb ich die Worte immer auf, um sie auswendig zu lernen und mir sie besser einzuprägen. Das Ablesen ihrer Worte machte den Iowas immer viel Vergnügen; ihre Missionäre (Protestanten) besitzen zwar ein Wörterbuch in Pachotchin,

---

<sup>1</sup> Siehe Anhang II A. über die Iowäsprache.

um in den Schulen zu lehren, ich konnte aber nie ein Exemplar erhalten. Um die Aussprache richtig zu schreiben, benutzte ich alle mir bekannten Sprachen; die Iowas besitzen z. B. das englische *th*, aus dem Französischen viele Nasenlaute, aus dem Deutschen das *u*, *r*, *i*; aber *f* und *l* fehlen ihnen. Ueberhaupt fand ich die Iowa-Sprache weich und wohlklingend.

Am Neujahrstag 1849 morgens kam eine alte squaw, um mir einen Köcher mit vielen guten Pfeilen zu verhandeln; ihr Mann hatte jetzt eine Flinte. Nach dem Kauf führte sie mich auf die Seite und gab mir theils durch Worte, theils durch Zeichen zu verstehen, sie möchte mir ein junges, hübsches, noch unschuldiges Mädchen verheiraten; ich sollte abends herüberkommen und es ansehen. Neugierig und zu jedem Abenteuer bereit (es kam mir kein Sinn an Gefahr, allein und unbewaffnet nachts im Walde unter sogenannten Wilden herumzuschweifen — ich liebte sie zu sehr und gab keinen Anlass zu Streit oder Misstrauen) ging ich auch wirklich abends den jetzt wohl bekannten Weg zum bezeichneten Zelte, wo ich die Alte samt der ganzen Familie um das Feuer antraf. Sie hiess mich neben einem sehr jungen aber anmutigen Mädchen niedersitzen, mit dem Zeichen, dies sei meine Frau! Es war noch ein Kind, wenigstens nicht mehr als 13 Jahre alt. *Omene* hüllte sich in ihren ärmlichen Blanket und fing vor Schrecken zu schluchzen an. Ich fühlte Erbarmen, suchte sie zu beschwichtigen. Während ich das scheue Mädchen mit Candy und andern Kleinigkeiten zu trösten suchte, hatte die Alte einen jungen Iowa holen lassen, der in der Schule Johnsons in Kentucky sehr gut englisch gelernt hatte. Nun fing der Handel an, erst über die Heiratsbedingungen, nämlich für die Mutter einen Ponny zum reiten, nebst einer neuen wollenen Decke, für die Braut eine vollständige, neue Kleidung, gute Nahrung und keine Prügel (!), für die übrigen Verwandten einen Sack (70 Pfund) Mehl; da ich zu allem verwundert schwieg, glaubte die Alte, ich sei mit ihren Bedingungen zufrieden und wünschte noch nachträglich für sich Kaffee und Zucker und — da kam Witthae mit ihrer Schwester Niukigrenne unerwartet hereingeflogen und sie setzten sich dicht hinter mir nieder. Witthae hatte von meinem Handel gehört und war nun gekommen, um zu zeigen, dass sie darum wisse. Ich sah sie nur *einmal* an, sie gab mir nur *einen* Blick, welcher aber Gefühle verriet, welche sie bis jetzt zu verbergen getrachtet. Dann rannten beide wieder fort, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Auch *Omene* lief fort, wahrscheinlich aus Angst, von der eifersüchtigen Witthae geboxt zu werden; sie kehrte nicht mehr zurück, die Mutter mochte nach ihr senden, so viel sie wollte.

Nach langem vergeblichem Warten brach ich auf; draussen empfing mich aber ein heulender Sturm, die Bäume krachten, Schneeflocken fühlte ich schwer und dicht herunterfallen, die Finsternis hätte man greifen können. Unter solchen Umständen war es unmöglich, ohne Laterne den Weg nach Hause zu finden. Ich kehrte ans Feuer zurück. Kennachuk, Omenes Bruder (es nennen sich alle Bruder und Schwester, Vater und Mutter, die zu einer Lodge gehören, ob sie es seien oder nicht), machte mir ein Kopfkissen und Lager zurecht, worauf ich mich, in meinen Mantel gehüllt, niederlegte, aber erst spät in der Nacht einschlief; denn ich hatte zu viel Gedanken. Der Handel war verdorben, aber dafür war ich Witthaes gewiss.

Auf obige Weise wird bei den Indianern ein Mädchen verheiratet oder verkauft, wenn sie nicht gutwillig geht. Ein oder zwei Pferde sind der Preis, der bindet. Ohne Pferde ist die Heirat weder für die Frau noch ihre Eltern verbindlich.<sup>1</sup> Diese müssen nämlich die Tochter, im Falle dass sie ausreißt, dem Tochtermann zurückbringen oder ihm seine, oder ebenso gute Pferde zurückgeben. Für 30 Dollars hätte ich Omene erhalten! Billige Ware zum Ankauf! Billig wenigstens, wenn sie etwas wert ist.

Es war mir schon öfters aufgefallen, dass einige jüngere Iowas so gut englisch sprachen. Ich erkundigte mich daher bei Irotschetsche, einem derselben, ob sie in der Mission so gut geschult würden. Er sagte: Nein! bei Col. Johnson in Kentucky. Derselbe scheint ein grosser Freund der Indianer zu sein (eine seltene Ausnahme bei einem Amerikaner) und eine Schule aus eigenen Mitteln für Indianerknaben gebildet zu haben. Dasselbst werden die Jungens in der englischen Sprache, im Lesen, Schreiben und Rechnen, etwas Geographie und Geschichte unterrichtet; ob auch in der Religion, weiss ich nicht; wenigstens habe ich keine Spur von Glauben bei solchen Schülern gefunden, noch weniger eine bessere Moralität.

In einem gewissen Alter angelangt, müssen diese Pfleglinge Johnsons einen Beruf erlernen; so gut dies gemeint sein mag, so verfehlt es doch vollständig seinen Zweck, solange als die Indianer nicht unter die amerikanische weisse Bevölkerung mit gleichen politischen Rechten aufgenommen werden, oder wozu nützen Schuhmacher, Schneider, etc., solange man sie als eine abgesonderte Kaste verstösst? Für ihren jetzigen Zustand, ihre jetzige Armut, dient ihre alte Kleidung vollkommen, sie passt für ihre Lebensverhältnisse besser.

<sup>1</sup> Da die Pferde ursprünglich nicht bei den nordamerikanischen Wilden bekannt gewesen, muss der Kauf mit Waren auch gültig gewesen sein. Durch die Einführung der Pferde ist jedenfalls der Wert einer squaw gestiegen.

Ich möchte dies selbst von den nützlichern Handwerken, wie Schmiede, Büchsenmacher, Gerber, Seiler, behaupten, indem ein solcher nie bei einem Amerikaner als Geselle angenommen oder arbeiten würde, nie als eigener Meister sich niederlassen könnte aus Mangel an Kapital, und unter seinen Landsleuten auch nicht Beschäftigung und Bezahlung fände.

Kommen nun diese Kentuckyzöglinge zu ihren Stämmen zurück, finden sie bald die Wahrheit obiger Ansicht heraus; sie sind dann die untauglichsten, faulsten, verachtetsten des Stammes. Mit ihren neuen Moden finden sie kein Auskommen, Ackerbauer sind sie auch nicht, Jäger und Schützen auch nicht, noch weniger Krieger. Mit einem Wort, sie sind keine Männer.

Col. Johnson leistet daher (wenigstens nach den vielen Mustern, die ich gesehen) trotz seinem guten Willen und schweren Opfern nichts Gutes und wird es nicht, solange seine Landsleute den Indianer nicht als ebenbürtig in ihre Gesellschaft aufnehmen. Indianisches Blut würde gewiss den Amerikanern keinen Schaden bringen; es ist gesunder, als das von Tausenden Einheimischer oder Einwanderer und der Indianer, als der eigentliche Natif, würde mehr Anhänglichkeit zum Boden, mehr Liebe zum Vaterland mitbringen, als z. B. Irländer, welche ihr amiraved Irland niemals aufgeben. Der Amerikaner ist ein Aristokrat der Haut, was einfältiger, lächerlicher, unmoralischer ist, als Aristokratie der Geburt; der alte Adel hat doch etwas Gutes geleistet; Adel dient als Sporn zur Auszeichnung, aber Verschiedenheit der Haut niemals.

Ende Januar 1849 zeigten sich in St. Joseph die ersten Goldjäger. Lange hatte ich mit vielen andern das Auffinden von soviel Gold als einen Humbug der Vereinigten Staatenregierung angesehen. Als aber im Herbst ein gewisser Widmer von Solothurn, von Sutter in Kalifornien hergesandt, um seine Frau und Tochter über die Prairie zu geleiten, hier anlangte, durfte man nicht länger zweifeln. Die ersten Ankömmlinge aus Osten waren zwei reiche Kaufleute aus New York, welche direkt von Hause in einem Schlitten hiehergefahren kamen (d. h. über 3000 englische Meilen weit), um die ersten in Kalifornien zu sein. Das Goldfieber erwärmte sie auf der Reise; es waren reiche Spekulanten, keine Diggers.

Ueberhaupt hatten die meisten Goldjäger in diesem Jahr mehr Geldmittel bei sich, als diejenigen späterer Jahrgänge; auch war es nötiger, weil niemand hierherum für eine so starke Emigration gerüstet war. Die Preise der Lebensmittel, des Viehs, der Waren stiegen übermässig. Der Farmer wusste nicht mehr, welchen Preis er fordern sollte; er stieg damit höher mit jeder frischen Compagnie.

Das Bushel Corn (Mais), sonst bloss 15 Cents wert, stieg auf einen Dollar, das Barril zu fünf Bushel auf 5 Dollars! Das half den meisten Farmern wieder auf die Beine: denn viele davon waren trotz dem Preemption right (Vorkaufsrecht) so arm, dass sie dem Staat ihr Land nicht bezahlen konnten, als es zur Steigerung kam, weshalb ein Gesetz zu ihrer Rettung gemacht werden musste, um ihnen die Zahlung in Terminen zu gestatten. Ohne diese Massregel wären die meisten Farmer in den obern Counties zu Grunde gegangen, ihre Höfe samt den Improvements den Spekulanten in die Hände gefallen.

Mit der Oeffnung der Schiffahrt Mitte Februar strömten nun mehrere tausend Abenteurer aus allen Gegenden der nördlichen Staaten — die aus den südlichen nahmen den Weg über Panama, sowie viele Europäer — alle erhitzt vom Goldfieber, nach St. Joseph. Hier hielten die Boote an, luden ihre Passagiere, Maulesel, Pferde, Vieh, Wagen und Waren aus. Der Landungsplatz war ausserordentlich belebt; die Stadt gedrängt voll, ganze Lager von Zelten wurden um die Stadt und auf der andern Seite des Flusses errichtet. Jeder eingegrenzte Hausplatz wurde zum Stall und brachte dem Eigentümer Geld.

Viele der ärmeren Emigrantent sahen sich bei der allgemeinen Teuerung veranlasst, ihren Plan wenigstens für dieses Jahr aufzugeben; sie mussten entweder nach Hause zurück, oder hier bleiben und Verdienst suchen. Auch Widmer kam zurück. Sutters Familie war nicht nach Highland gekommen, sondern hatte den Weg über Panama eingeschlagen. Er war jetzt Führer einer grossen Gesellschaft von Goldjägern. Vielen ging durch Unwissenheit und Unkenntnis des neuen Lebens das Vieh zu Grunde; sie mussten daher auch umkehren.

Es war eine lustige, bewegte Zeit, sie währte bis zum Juni. Unsere Handelsleute machten herrliche Geschäfte. Zuletzt sammelten sich die Mormonen bei Ranessville, acht Meilen von den Council-Bluffs, um nach dem Saltlake zu wandern und ihr neues Heim zu gründen. Die Stille, die auf dieses Wirrwarr folgte, war unerträglich; die meisten Handelsleute waren auf neue Spekulationen aus, die Farmer auf ihrem Lande beschäftigt, sich für die nächste Auswanderung vorbereitend.

\* \* \*

*Der Maler erkrankte nun am Fieber, da er sich bei einer Ueberschwemmung erkältet hatte; nach drei Monaten war er wieder genesen.*

\* \* \*

Als ich wieder den Blacksnakehügel hinaufkrabbeln konnte und beim Grabe der kleinen La Fleur die weite Fernsicht über das Indianergebiet, den Wald mit seinen vielfältigen Erinnerungen erblickte, taute ich wieder auf, schöpfte frischen Mut, dachte: noch ist Polen nicht verloren! never despair!

Die Besuche meiner Indianer im Herbst dienten wieder zu Skizzen und Portraits. Einst kamen sechs der bedeutendsten Fox-Indianer mit ihrem Dolmetscher zu mir, damit ich ihnen ein Schreiben aufsetze, um verlaufene Pferde durch den hiesigen Squire (Friedensrichter) zurückzuerhalten. Als ich ihre Namen unterschrieb, berührte jedesmal der betreffende meine Feder, zum Zeichen seiner Einwilligung oder Bekräftigung des Geschriebenen. Ich hatte grosses Gefallen an diesen Magnaten; sie betrugten sich mit einer so ausgezeichneten, so natürlichen Würde, dass ich sie nicht genug bewundern konnte. Durch allerlei Vorwände suchte ich sie hier zu halten. Da war Takt im Benehmen, Adel in der Gesinnung, Würde in der Haltung. Leider notierte ich mir die Namen dieser Männer nicht; es begegnete mir daher, wie noch häufig, dass ich die Namen schliesslich vergass, indem ich meinem Gedächtnis zu viel zumutete bei der Menge meiner Gegenstände.

Erst den 22. Dezember kamen Iowas und richteten Zelte auf: der Fluss war aber noch nicht zugefroren, sie hatten auch kein Geld, den Fährmann zu bezahlen. Mit Sehnsucht sahen sie den ganzen Tag nach dem Städtchen herüber; mit Ungeduld harrete ich diesseits ihrer Ankunft. Einige Bekannte riefen mir *Ista mantugra*<sup>1</sup> *waggachere* herüber; ich sprang in den Kahn und liess mich hinübereudern; alle wollten nun, ich solle sie mit zurücknehmen. Erst erkundigte ich mich nach Kirutsche; er war noch nicht da; dann ging ich in alle Zelte, um zu sehen, ob sonst nähere Bekannte da seien. Ich wählte das Schönste aus, um meine Studien fortsetzen zu können. Bis der Fluss gefror, musste ich immer hinüberfahren, wenn ich jemand malen wollte, und ihnen auch die Rückfahrt bezahlen.

Eines Abends war es zu schön in der Wildnis, ich blieb im Walde, machte Besuche, hörte den verliebten Burschen zu, wie sie ihre Mädchen mit der Flöte lockten oder sonst durch blasen in die fest geschlossenen Hände Zeichen gaben; ich selbst hatte mit der niedlichen kleinen Hiukogse ein Stelldichein beim «hohlen Baum» am Ufer des Missouri, dessen Wasser jene Gegenden bespülten, wo

---

<sup>1</sup> *Ista mantugra* hiess Kurz bei den Iowäs (= eiserne Augen, wegen der Brille). Dem entsprechend nannten ihn die Herantsa *Ista uwätse*, die Assiniboins dagegen *Ista topa* (= 4 Augen). (Der Herausgeber.)



einige wenige Trupps des edelsten Wildes weideten, glücklich in der Unwissenheit ihrer traurigen Zukunft. Der Mond schien mir nie so schön, wie damals, die Bäume nie so kolossal und das Leben nie so romantisch. Lange sass ich mit dem lieblichen schalkhaften Mädchen auf einem umgefallenen Baumstamme; den Mond vor uns im Missouri, neben mir in ihren feuchten schmachtenden Augen sich abspiegelnd. Ich fragte viele Worte, schrieb aber keine auf; erst spät in der Nacht gingen wir ins Zelt, hüllten uns in Mantel oder Decke, — wer schlafen konnte, schlief.

1850, 1. Januar. Um das neue Jahr gut anzufangen, blieb ich den ganzen Tag im Lager und zeichnete Zelte von aussen und innen. Endlich den 9. Januar kam Kirutsche, aber erst noch allein. Er machte mir den Vorschlag, seine Tochter Witthae zu heiraten und mich auf ihrem Lande niederzulassen; dadurch erhielt ich von ihrer Nation über 200 Acres Land, von den Chefs und dem U. S. Agenten versichert. Schon früher hatte mir Kirutsche davon gesprochen; er wüsche zu arbeiten; das Faulenzen mache nicht fett. Allein arbeiten fördere ihn wieder nicht, da dann seine Verwandten alle von ihm leben wollten; er könne für sich allein nichts besitzen, nicht sparen, während die andern hungern. Um aber Nutzen aus seiner Arbeit zu ziehen, sollte ich mich mit ihm verbinden, ein ihm bekanntes Steinkohlenlager als Anteil auswählen, dasselbe bearbeiten. Dabei sagte er ausdrücklich, ich solle nie anfangen von unserm Eigentum an die andern wegzuschenken, indem sie dann immer betteln würden, ohne für uns zu arbeiten. Die Iowas seien noch nicht gewöhnt an die Landarbeit, auch sei ihr Land nicht so sicheres Eigentum, wie das meinige würde, wenn der Titel vom U. S. Agenten unterschrieben sei; solches Land könnten die Iowas nicht mehr an die Vereinigten Staaten verkaufen. Der Plan gefiel mir nicht übel, Witthae noch besser; dass es mit dem Lande seine Richtigkeit habe (nur sind improvements als Bedingung daran geknüpft, damit nicht Spekulanten oder Spitzbuben sich bereichern können, sondern damit man Ansiedler gewinne), wusste ich; die grösste Schwierigkeit bildete das Abhalten der hungernden Indianer. Aber erstens pflanzten wir nicht Korn; sie konnten uns die Kohlen nicht nehmen; ferner war das Kohlenlager am Missouri vom Dorfe entfernt. Ich dachte: wer nichts wagt, gewinnt nichts, überall gibt es *für* und *gegen*. Meine Schwiegereltern gefielen mir sehr gut; sie waren fleissig, gutmütig und ehrlich.

Als daher den 10. Januar Witthae mit der Mutter kam, bewillkommete ich sie als meine Frau; hiess die Mutter einen warmen Kaffee machen (die squaws trinken den Kaffeesatz besonders gerne, darin sei die Kraft enthalten), Fleisch braten, Brot holen. Auch White Cloud.

der Chef der Iowas, kam zu Gast, um Zeuge unseres Bundes zu sein. Den folgenden Tag kaufte ich ihr Zeug, damit sie sich eine vollständig neue Kleidung — kurzes Calicohemd, roter wollener Unterrock und pantelettes — anfertigen könne, ferner eine rote Decke und eine Auswahl von grossen Glasperlen zu Halsbändern. Ich wollte sie als Indianerin gekleidet haben, nicht als Europäerin; es hatte für mich einen besonderen Reiz und Nutzen. Witthae hätte lieber einen Rock nach europäischer Mode gehabt.

Alles ging herrlich, bis auf einmal warme Witterung eintrat, in den Porkhäusern nicht mehr geschlachtet wurde, die Iowas sich nicht mehr vom Abfalle nähren konnten. Eine Familie nach der andern zog fort; auch Kirutsche und Wuotschimme. Der Fluss führte Treibeis; die Ueberfahrt ward gefährlich. Witthae fühlte sich bald wie ein eingesperrter Vogel; sie hatte niemand als mich zur Unterhaltung; meine Bemühung, sie aufzuheitern, schlug fehl, sie ward schwermütig, hatte offenbar das Heimweh. Mit nassen Augen blickte sie unverwandt über den Fluss, träumte, in ihr Blanket eingehüllt, von ihrer früheren Freiheit, gab nicht acht auf meine Versicherung, mit ihr hinüberzuziehen, sobald die Witterung es erlaube. Eines Abends kam zum Glück ihrer Mutter Schwester mit ihrem Mädchen. Witthae war wieder fröhlich; ich lud die Tante ein, einige Zeit bei uns zu bleiben, in der Hoffnung, meine Frau vom Heimweh wieder zu kurieren, und unterdessen der Zeit der Uebersiedlung näher zu rücken. Ohnehin war ausgemacht, dass Kirutsche, auf Besuch bei seinen Foxfreunden, auf seiner Rückkehr zu uns komme, damit wir mit ihm den Auszug ins gelobte Land bewerkstelligten.

Wie erstaunte ich aber des andern Morgens, als ich mich im Vorzimmer rasierte, auf einmal eine ungewohnte Stille im Wohnzimmer bemerkte und dann nach vollbrachter Arbeit hineinging, meinen Vogel mit den andern samt ihrem Gepäck entflohen zu sehen! Ich traute meinen Augen kaum, es war nur zu gewiss, das Gepäck war auch fort! Sollte ich ihr nachlaufen, sie bitten, doch gnädigst meine Frau zu sein? Niemals! ich liebte sie, hatte sie in guter treuer Absicht zu mir genommen, sie gut behandelt. Daher hoffte ich noch auf ihre Wiederkehr. Aber der Abend kam ohne sie.

Nach zwei Wochen kam meine Schwiegermutter, aber ohne Tochter: sie sagte, ihr Mann werde sie bringen. «Will sie nicht von selbst kommen, so kann sie zu Hause bleiben.» Die Mutter war sehr betrübt, ich blieb dabei. Das war das Ende meines romantischen Traumes einer indianischen Ehe. Kurzes Glück!

St. Joe war mir nun auf einmal verleidet, ich zog 14 Meilen weiter nach Norden, in das Städtchen Savannah.

*Es folgt sodann eine Erörterung der Frage, ob die Auswanderung nach Kalifornien vorteilhaft wäre, und die Randbemerkung:*

Der Hauptgrund, der mich eigentlich zurückhielt, war das Bewusstsein, meine fernern Studien von Indianern und wilden Tieren in der Nähe finden zu können, ohne so weit zu wandern. Kalifornien selbst hätte mir im besten Fall bloss die Mittel zum Reisen, aber nicht die Gelegenheit zur Vollendung meiner Studien geboten. Man sucht so oft in der Weite, was man in der Nähe hat, aber gerade deswegen, sozusagen wegen der Alltäglichkeit nicht schätzt.

Savannah, obschon 8 Jahre älter als St. Joe, ist von dieser Stadt wegen ihrer vorteilhafteren Lage am Flusse bereits überflügelt. Landstädte sind bloss auf den Handel der Umgegend reduziert, sobald sie nicht an einer Eisenbahn oder einem schiffbaren Flusse liegen. Die Feldfrüchte gelten um so weniger, als der Transport derselben auf einen bessern Markt beträgt. Bei vielen Farmern trägt die Ernte gar nichts ab, als ihn und seine Familie zu nähren, weil sie zu weit von einem Markte wohnen; solche können daher ihre Lage nicht verbessern. Durch das Emporblühen von St. Joe ist auch Jamestown (Jintown), halbwegs zwischen St. Joe und Savannah auf einer Anhöhe, verlassen worden. Die Konkurrenz war zu stark. Noch steht das leere Wirtshaus nebst einigen Schutthaufen als Zeichen frühen Todes.

*Kurz berichtet nun von der grossen Erweiterung seines Studienkreises durch Zeichnen von Landschaften u. s. w., zugleich aber von verfehlten Spekulationen mit Pferden (er war jetzt nämlich Pferdehändler aus Not, aber auch aus Liebhaberei).*

Salt-Lake und Fort Laramie (wo eine grosse Zusammenkunft der Indianerstämme auf Betreiben der Unionsregierung stattfinden sollte) aufgegeben. Also den Missouri hinauf! Er ist zwar schon ausgebeutet, aber vollständig noch nicht; der Indianer wie das Gewild mehr als naturhistorische Gegenstände behandelt; aber nicht ihr Leben künstlerisch dargestellt. Uebrigens ist ja mein Hauptzweck die Urnatur zu studieren. Galerie oder ein gedrucktes Werk sind bloss Nebensache und nur dann möglich, wenn meine Studien ein vollständiges Ganzes bilden und mir später die Mittel verschaffen können, meine Hauptgemälde auszuführen, mich als Künstler dafür vorzubilden.

11. Mai 1851 abends St. Joe auf dem Sacramento verlassen, um nach Council Bluffs zu fahren, dort eines der zwei Boote zu erwarten, welche für die zwei Pelzkarawanen jährlich zum Yellowstone hinauffahren, Waren hinauf- und Pelzwerk herunterbringen.

12. Mai. Nachmittags bei einem Lager Otoes und verschiedenen Häusern von HalbIndianern (halfbreeds) vorbeigefahren.

13. Mai. Abends bei den Bluffs angelangt; miserables Nest; dem Flusse nach alle Häuser verlassen, weil er durch beständiges Wegschwemmen ihre Existenz bedroht. Das Städtchen bereits eine Meile zurückgedrängt; auf der entgegengesetzten Seite viel Land angeschwemmt.

14. Mai. Nach Bellevue, Tradinghouse von Herrn Peter A. Sarpy für die Omahaws, hinübergefahren. Noch viele Emigranten in der Umgegend. Das Vieh wird hier über den Fluss getrieben, was zu vielen Witzten Anlass gibt. Bloss das Zugvieh wird mit Wagen in einem flachen Boote (flat) hinübergerudert. Kühe sieht man oft zurückschwimmen, um ihre Kälber, die man wegen ihrer Jugend zurücklassen und verkaufen musste, wieder aufzusuchen. In Bellevue befindet sich ausser Sarpys Haus die Wohnung des U. S. Agenten Barrow, derzeit abgesetzt wegen unbefugten Handels mit den Indianern, die Schule für Pawneekinder (Lehrer Ellet), 6 Blockhäuser von Halfbreeds mit Pflanzungen und einem kleinen Ueberrest (Räume darf man es wohl nicht nennen) von Fontanelles früherem Handelsposten; weiter unten die protestantische Mission für Otoes und Omahaws mit schöner Fernsicht über die Mündung des Big Platte oder Nebraska.

16. Mai. In Bellevue die erste indianische Winterhütte, aus Erde aufgeworfen, nebst einem Pawneemädchen gezeichnet, dessen Tracht sich durch grosse Einfachheit auszeichnet; ein Hemd bis unter die Arme, durch zwei Träger über den Schultern gehalten, et voilà tout!

20. Mai. Wieder nach Bellevue hinübergefahren, um das sechs Meilen entfernte Dorf der Omahaws zu besuchen. Der nächste Weg führte erst steil über den Bluff, von wo man eine malerische Fernsicht den Fluss hinauf, gegen Kanessville im Bogen über Wald hinunter bis weit hinter die Mündung des Platte geniesst; dann über hochgelegene rollende Prairie, gegen den Papillonbach, welcher auch das Omahadorf teilweise umgibt. Das Dorf fand ich auf einer Anhöhe; wie aber über den schlammigen Bach zu gelangen, war mir ein Rätsel. Nirgends fand ich eine Brücke, nur einige Furten, wo Pferde bis an den Bauch und Männer und Weiber ditto durch das schwarze dicke Wasser waten mussten. Ich war zu Fuss und zuerst nicht sonderlich willig, mich der schwarzen Pfütze anzuvertrauen und solcher Gestalt beschmutzt im Dorfe zu erscheinen. Den Bach hinuntergehend, in der Hoffnung etwa einen umgefallenen Baum als Steg über den Bach zu finden, sah ich auf der andern Seite eine

Mutter und zwei Buben sich zum Schwimmen vorbereiten. Die zwei letzteren schwammen auch sogleich hinüber, während die Mutter sich mit ihrem Blanket wieder einhüllte. Sie hatten einen offenen Ledersack auf das Wasser gelegt, dessen Seiten aufrecht stunden und welcher das Aussehen eines Flatbootes im kleinen hatte: in dieses Kuriosum, deuteten die Buben, sollte ich mein Album und die Kleider legen und dann hinüberschwimmen. Ich fand die Idee echt indianisch praktisch: zum Glück konnte ich schwimmen, zog mich sogleich bis auf die Hosen aus, liess die Kleider und das Album hinüberziehen und plumps war ich drin und mit einigen Zügen drüben. Den Buben gab ich ein Trinkgeld und bedeutete ihnen, dass ich nach einiger Zeit wieder da sein werde und sie wieder brauchen könne. Mein Iowä nützte mir nichts; die Omahaws haben eine ganz andere Sprache, aber mit den Zeichen kam ich gut fort. Wie ich der Mutter den Rücken kehrte, plumps war auch sie im Wasser und schwamm hinüber, aber nicht nach unserer Art mit beiden Händen zugleich nach vorn stossend und zur Seite einbiegend, sondern nach indianischer Art, mit beiden Armen abwechselnd ausholend, so wie auch die Neger schwimmen. Nachdem ich mich wieder angezogen, stieg ich den Hügel hinauf ins Lager. Es bestand sowohl aus Lederzelten als aus Erdhütten: dazwischen standen Gerüste zum Trocknen des Fleisches und hohe Pferche, um die Pferde nachts bei Gefahr einzusperren. Eine junge squaw lud mich in gutem Englisch ein, in ihr Zelt zu treten und liess mich am Feuer niedersitzen, um meine Hosen zu trocknen. Sie nannte sich Betty; sprach englisch, französisch, Iowä und Omahaw; sie war was die Amerikaner einen Charakter nennen: eine Art genialen Originals; ich erhielt Nachrichten von Witthae, die in der Nähe mit einem Otoe verheiratet ist; zeichnete einige Porträts,<sup>1</sup> spazierte im Dorfe herum; sah lange dem Spiel junger Burschen zu, wie sie die Lanze in vollem Laufe durch einen rollenden Messingring zu werfen suchten, herrliche Gestalten, noble Stellungen, Ausdruck lebendig, voll Eifer; auf einer Erdhütte sassen die Magnaten des Dorfes als Zuschauer und Richter; die einen im höchsten Staat, die andern bloss durch ihre angeborene Würde ausgezeichnet (Fig. 2). Betty wollte mich nach Bellevue begleiten, um Brot zu kaufen: wir schwammen zusammen über den Bach, nachdem sie mich ins Wasser gestossen, weil ich aus verzeihlicher Neugierde mich umsahe, um sie in ihrem Badkostüm zu erblicken und gingen über die Prairie.

---

<sup>1</sup> Hier und über dem Flusse hatte ich häufig Gelegenheit Omahaws zu porträtieren; jedes Porträt kostet mich  $\frac{1}{2}$  Dollar.

1. Juni. Gemeines Pack hier; Präsident Monroes Spruch nur zu sehr bestätigt: The worst Indians I have seen in my travels are the *white people* that live on the borders. Ein 17jähriges Mädchen gesehen, welches vom Propheten Brigham Young zu Grunde gerichtet: er wollte in ihrem Schosse ein Christuskind erwecken, sie kann kaum mehr gehen. Und doch wagt die Mutter nicht dem schrecklichen Propheten ihr jüngeres Mädchen zu verweigern; sie muss nächsten Monat mit ihm nach Desert. — Kürzlich kam hier eine Exekution von Judge Lynch vor; es hatten sich einige Falschmünzer und Gamblers (Spieler von Profession, sehr oft Betrüger und Mörder) hierher aus den Staaten geflüchtet, und glaubten hier ruhig ihr Wesen treiben zu können. Die Farmer der Umgegend standen aber zusammen, zerstörten ihre Pressen und Modelle und peitschten sie fürchterlich.

2. Juni. Während ich nachmittags auf dem sandigen Ufer herumschlenderte, um Baumstudien zu machen, langte eine Flottille von Mackinawbooten an. Charles Martin war der Chef der Steuerleute. Da sie hier bivouakierten, in der Hoffnung, ein Dampfboot würde ihnen die Mühe des Ruderns abnehmen, machte ich mit dem freundlichen Martin Bekanntschaft, zeichnete für seine squaw seine halbindianischen Knaben, hierauf für mich. Seine Leute waren meist halbindianisch, trugen das Haar lang. Peter A. Sarpy hier gewesen; trug mir an bei ihm in Bellevue zu rasten, bis das Boot der grossen Compagnie komme. Bei ihm werde es halten, hier nicht. Versprach mir Empfehlungen, da sein Bruder Mitglied der Gesellschaft. Mit Dank angenommen.



(Fig. 2). Omahaw (Nachdinge).  
(Skizzenbuch von Kurz S. 119.)

3. Juni. Die ganze Prairie von anhaltendem Regen überflutet; fehlen keine drei Zoll, so ist auch das Nest unter Wasser. Heute drei Wochen hier; diesen Abend werde ich nach Bellevue übersiedeln.

4. Juni. Komme meinem Zweck immer näher; wohne bereits in einem tradinghouse; schlafe auf einer Büffelhaut, bin wieder von Indianern umringt, die mit Herrn Sarpy im grossen handeln. Er gibt ihnen Pulver, Blei und Tabak auf Kredit, um für die Sommerjagd gerüstet zu sein. Büffel 80 Meilen vom Dorf entfernt; virginische (weisschwänzige) Hirsche noch häufig in der Nähe.

Die Mocassins der Omahaws sind von schwarz geräuchertem Elkleder, gewöhnlich mit einer verzierten Naht über dem Fussrücken. Die Lappen stehen aufwärts. Auch die Schuhe der Puncas zeigen eine Verschiedenheit von den Iowäschuhen; sie haben nämlich keine Lappen um die Knöchel; selbst die Verzierungen daran tragen einen andern Charakter, sind aber schwer zu beschreiben.

Waaschomani, einen sehr alten ehemaligen Chef der Omahaws porträtiert; er wies mir mehrere Zeugnisse von ehemaligen U. S. Agenten vor, um mir zu sagen, er sei ein guter Freund der Weissen.

12. Juni. Tannegache, Sohn des bekannten Waschinga, porträtiert; er geht lahm und hat dem jungen «Elk» seine Ansprüche als Chef abgetreten. Auch Tanini, ein sehr hübsches 14jähriges Omahamädchen, gezeichnet; es fing aber bald aus Furcht vor Verzauberung zu weinen an, und bloss das versprochene Calicohemd konnte es bewegen auszuharren. — Mit Joseph La Flèche nach dem Omahadorfe geritten, um einen Büffeltanz zu Ehren des verwundeten Tecumthe Fontanelle zu sehen. Abenteuerliches Durchwaten des Papillonbaches und Erklimmen des steilen Ufers.

Tanz der Büffelbande in einer sehr geräumigen Erdhütte. Zehn Tänzer paarweise die Manieren des Büffels beim Trinken, Rollen, Stossen, Brüllen höchst natürlich nachahmend, vor dem liegenden Patienten herumhüpfend, seine Wunde mit dem als saufende Büffel eingezogenen Wasser bespeiend; alle Tänzer mit einer verzierten Büffelmaske versehen, nebst dem Büffelschwanz, hinten in dem Gürtel aufgesteckt, sonst nackt, ausser dem nie fehlenden breechcloth. Zuschauer die Menge. Ritten im Galopp über die Prairie nach Hause; ein scharfer Wind peitschte uns schon schwere Regentropfen ins Gesicht; bald brach das Gewitter über uns aus, dauerte aber nicht lange, auch krachten die Donnerschläge nicht so laut wie in unseren Schweizerbergen. Die Omahaws können keine 80 Krieger stellen; soweit sind sie durch Krankheit und die Sioux heruntergekommen; leben jetzt auf Otoeboden, sind von ihrer Heimat völlig vertrieben.

13. Juni. Kaufte allerlei Zeug, um auf dem Boote meine indianische Sammlung durch Tausch zu vermehren. Geld würde mir dafür wenig nützen, da die obern Indianer den Wert desselben nicht kennen; auch sind alle Waren in den Forts bedeutend teurer.

16. Juni. Montag. Früh morgens weckte Decatour Fr. Laboue und mich mit dem Rufe: The Companys boat! Von den Stufen der pickets las ich mit meinem Fernglase den Namen St. Ange auf dem Radkasten des nahenden Bootes. Es hatte geheissen: der Robert Campbell sollte unser Boot sein; doch da stehen ja unsere beiden Herren P. und C. Das Boot hält an, ein jüngerer Stier wird im Hofe schnell für das Boot abgeschlachtet, Tauben und Katzen eingefangen, einige Waren umgeladen, — und mir erlaubt, das Boot zu benutzen. Aber dieses ist ein Spital von Cholerakranken und Sterbenden! In meiner Kabine sind die Effekten bereits Verstorbener aufgeschichtet; mein Koffer dient schon einem Kranken als Kopfkissen — soll ich's wagen? Doch schon ist das Boot weg im Strom, good bye Decatour! Das Anhalten bei Council Bluffs wurde sogleich von zwei Engagés benutzt um auszureissen, nachdem sie bereits Gage zum voraus bezogen.

17. Juni. Schon wieder zwei Tote und kein Arzt! Ein Professor der Geologie, Evans, bereitet die Mittel und Klystiere (Stärkemehl mit verdünntem Whisky?), die ich besorge, während Père van Hoeker christlichen Trost spendet; Père de Smet auch unwohl, doch nicht an der Cholera. Die Engagés trinken zu viel Whisky, die Deckhands oder Matrosen bleiben nüchtern, daher gesund.

19. Juni. Abends bei Blackbirdsgrave durch ein tobendes Ungewitter anzuhalten gezwungen worden. Welch Sturmwind! Welch Leuchten!

20. Juni. Hielten den ganzen Tag am rechten Ufer an, um das Boot zu reinigen, Kleider an der Sonne zu lüften, den Kranken bessere Pflege angedeihen zu lassen, und einige Tote zu begraben.

21. Juni. Père Hoeker tot; gegen 4 Uhr morgens wurde ich durch sein Rufen geweckt. Fand ihn halb angezogen auf seinem Bett in heftigen Kämpfen; gestorben ist er wie ein Christ; nur zwei Stunden krank gewesen. Abends angehalten, um ihn bei Fackellicht zu begraben. Hatte noch sein Porträt für Père de Smet zu zeichnen. Der Verstorbene sollte zu den Nez percés als Missionär.

22. Juni. Bei Sergeant Bluff einen Augenblick angehalten; hier soll später eine Stadt gegründet werden; es liegt noch im Iowastaate.

23. Juni. Diene jetzt dem Herrn Picotte als Clerk, was mir jedenfalls das Reisegeld erspart.

25. Juni. Fort Vermillion wird verlassen. Schlegel der Bourgeois kam mit Sack und Pack aufs Boot, um 60 Meilen höher am Flusse



einen neuen Posten zu errichten. Iowastaat und Whisky zu nahe; schlimme Konkurrenten hat die Company, die keinen Whisky verkaufen darf. Ein Beispiel, wie der Pelzhandel von der Kultur zurückgedrängt wird, oh Whiskykultur!

26. Juni. Der Preusse Schlegel trank im verborgenen all meinen Frenchbrandy — als Arznei gegen die Cholera, — ward betrunken und ich dafür von Herrn Picotte zur Rede gestellt. Bei der Isle de Bonhomme wurde Schlegel mit seiner squaw, mit Waren und Gepäck ans Land gesetzt, um einen neuen Posten bei den Sioux zu gründen.

4. Juli. Nach dem Mittagessen endlich Fort Pierre erreicht, W. Picottes Hauptposten für die Teton-Sioux. Ein Dutzend geputzter und geschmückter Krieger hütete die ausgeladenen Waren. Siouxweiber tragen meistens noch das ursprüngliche Lederhemd. Das Fort und Lager und auch den St. Ange gezeichnet. Viele Waren und Leute hier gelassen. Ein prachtvoller Stier von der Devonshire-Rasse wird zum Ziehen gebraucht; er soll schon öfter Büffelstiere besiegt haben.

5. Juli. Um 10 Uhr Fort Pierre verlassen. Tetonkrieger gaben eine Salve.

7. Juli. Die ersten Büffel gesehen — und vor 80 Jahren sah man sie noch im Staate Ohio! Good bye, buffaloes, Indians and Indian companies! Gegen Sonnenuntergang bei der Mündung der Rivière à Basil vorbei; auffallend malerische Partie, Landzunge mit Treibholz, und umgefallene Bäume, dichter Wald sich dunkel im schmalen klaren Flösschen abspiegelnd; rechts guckte ein niedriger Fels über die Bäume empor. Nachts nicht weit vom l'Fau qui court angehalten, teils um P. Sarpys Waren mit einem Engagé auszusetzen und Brennholz zu schlagen. Unerwarteter Besuch von einer Schar Puncakrieger, die im finstern Urwald uns ein Willkommens-Konzert mit ihrem Siegesgesang gaben, dann auf unser Boot kamen und da nach gegenseitiger Abrede mit Kaffee bewirtet wurden. — Mehrere verlassene Indianerdörfer und Winterhäuser demoliert, um Stangen und Pfähle als Brennholz zu benutzen. Wir müssen, seit wir keine Farmer mehr am Flusse antreffen, selbst unser Feuerholz schlagen und aufs Boot tragen. Au bois, au bois, ruft Herr Picotte. Auf einer Sandbank standen mehrere Büffel uns verdutzt angaffend; da sie uns nicht rochen des Windes wegen, konnten wir auf sie pfeffern. Einer wurde erlegt, lief aber noch eine Strecke weit, ehe er zusammenbrach. An einem starken Seile wurde er von den Engagés mit lautem Hurrah aufs Boot gezogen, sogleich geschlachtet und so ass ich das erste Büffelsteak.

8. Juli. Erreichten Fort Clarke, das Dorf der Ricaras (Rihs). Da Herr Picotte den Dorfmagnaten mit einem süßen Kaffee nebst Crackers aufwarten und ihnen sonst noch Geschenke geben wollte, musste ich auf dem Boote zur Austeilung bleiben. Postierte mich hinter Père de Smets Fuhrwerk und betrachtete Fort, Dorf und Leute mit meinem Fernglas: hatte einen interessanten Anblick auf etwa 50 badende Mädchen und Weiber. Da diese sich unbeachtet und versteckt glaubten, gaben sie sich ganz ihren natürlichen Scherzen hin; fand einige zierliche Figuren unter ihnen: so schlank, geschmeidig und doch rund, doch fest. Wie sie sich spreizten und balgten, hinter den angeschwemmten Baumstämmen versteckten, und wieder andere träumerisch sich von der Sonne trocknen liessen, in so natürlichen, ungezierten und doch zierlichen Stellungen! Hätte nur das Dogfeast bis in die Nacht gedauert, ich hätte es nicht bereut. Ein gebratener Hund wurde Herrn Picotte & Comp. als Leckerbissen im Dorfe serviert. (Ich hätte nicht getauscht.) Herr P. wurde auf einem geschenkten Pony zurückgeführt, ich musste ins Office, um die Bewirtung der Indianer in der Kajüte zu besorgen.

Einige Mandans begleiteten uns nach ihrem nahe gelegenen Dorfe; 14 Hütten, aber meistens leer. Arme Ueberbleibsel eines grossen Stammes. Bei den Mandanhütten gezwungen anzuhalten, so heftig trieb uns ein Sturmwind gegen das Land. Das Boot wurde förmlich an die Uferbank gepresst. Mehrere Mandans und Mönnitarris blieben an Bord, um nach Fort Berthold zu fahren, was eine grosse Gunst für sie ist. — Das jetzige Dorf der Rihs gehörte früher den Mandans; Prinz von Wied brachte dort einen Winter zu, und Bodmer gab eine sehr gute Zeichnung davon.

9. Juli. Früh morgens sagte mir Herr Picotte, ich solle mich bereit halten im Fort Berthold zu bleiben, da er gehört habe, Herr Kipp, der dortige Bourgeois, wünsche den Herbst in Kanada zuzubringen, müsse daher einen Clerk zurücklassen; aber sollte Pierre Gareau, der halb wilde Dolmetscher, das Fort nicht über sich nehmen wollen, könne ich nach Fort Union hinauf. Mittags sahen wir von weitem die weissen Pallisaden des Dorfes in der Sonne scheinen, hatten noch einen Spass mit unsern Indianern auf dem Deck, die in der Ferne einige Indianer erblickten, selbige sogleich für Feinde erklärten, ihren Kriegsgesang anstimmten, Flinten luden und abschossen. — Da bogen wir um eine Landzunge, jene lauernden Feinde kamen daher gesprengt und sind Freunde! Die Waren lagen bereits alle am Ufer, welche für diesen Posten bestimmt waren, als ich die Botschaft erhielt mit meinem Gepäck ans Land zu gehen. Das Boot fuhr ab; ich blieb noch als Wache bei den Waren, bis

sie mit den zweirädrigen Karren ins Fort hinaufgeschafft wurden. Scheue Kinder guckten neugierig von weitem hinter den Warenballen den Fremden zu und machten ihre Glossen. Endlich ging ich auch ins Fort, um mich meinem neuen Bourgeois vorzustellen. Herrn Kipp hatte ich schon früher in St. Joe gesehen. Nach dem Abendessen mit Alexis mein neues Quartier bezogen: dunkles, nur durch ein Fensterchen mit nie gewaschenen Scheiben erleuchtetes Zimmer mit grossem Kamin; hölzernen Bettstätten, die ich aber bei genauerer Untersuchung von Wanzen bewohnt sah, was mich sogleich bewog, meine Büffelhäute auf dem Boden auszubreiten.

10. Juli. Was ich heute sah und hörte, deutet für mich auf eine reichliche Skizzenernte. Das nahe Dorf von 80 Erdhütten, von Pallisaden umgeben, die Billardspieler, Gaffer, Pferdehüter, arbeitenden squaws etc. bilden meine tägliche Umgebung. Aber auch die Musquitos sind lästig, und ohne Räucherung mit Sweet sage (Wermut, Artemisia) an keinen Schlaf in den Zimmern zu denken; das Fort soll immer von Indianern so belebt sein, ausser im Winter, wenn sie die Büffel in der Umgegend jagen, aber dann werde ich auch dieses Schauspiel geniessen.

Auf diesem Posten wird nicht gereist; die Grosventres (Herantsa) oder Mönnitarris, wie man sie nennt, gehen nie weit von ihren Pallisaden aus Furcht vor den Sioux, sind auch nicht in verschiedene Banden geteilt, es sind ihrer zu wenig. Nach der Ernte von indianischem Korn (wildem Mais), von welchem die squaws hier bedeutende Felder anpflanzen, kommen oft Banden von Crows, einem verwandten Stamm, jetzt auch Assiniboins, seit sie Friede geschlossen, um Korn einzutauschen oder vielmehr zu betteln. Die Mönnitarris sind durch Krieg und Seuchen so herunter gekommen, dass Herr Kipp gegen Bezahlung von 100 Büffelhäuten ihr Lager verpallisadiert, um sie wenigstens vor Ueberfällen und gänzlicher Ausrottung zu sichern. Von aussen sieht man daher keine Hütten; man muss durch die Thore hineingehen. Bellangé verspricht mir auch Gelegenheit zu bekommen, ein Gefecht zu sehen, da noch alle Jahre die Sioux gekommen seien.

12. Juli. Nach dem Frühstück war das Ufer sehr belebt; Jäger und Pferde wurden von squaws in Booten aus ungegerbter Büffelhaut über den Fluss gerudert. In der Ferne sah man dunkle Punkte in der Prairie sich bewegen: es waren Büffel, die mussten von sämtlichen Jägern zu Pferd umringt werden, damit man für einige Zeit Fleisch erhalte, und weil einzelne Gefahr laufen würden, den lauernen Sioux in die Hände zu fallen. Herr Kipp hatte einigen guten Schützen seine Renner gegeben, um für ihn zu jagen und die Beute

mit ihm zu teilen; dieselben kamen schon früh wieder zurück, ihre Pferde mit Fleisch beladen. Sie hatten 5 Büffelstiere angetroffen, die nicht zur Herde gehörten, die man umringen sollte; machten also sogleich Jagd auf den jüngsten und fettesten und brachten das Fleisch nach Hause, da wir dessen sehr ermangelten. Hatten schon zwei Tage kein Fleisch gegessen und nur zwei Mahlzeiten des Tags, morgens 6 Uhr und abends 4 Uhr, was hungrigen Magen verursacht. — Von einem Mandan gegen eine blaue Decke und ein Messer eine mit Längsstreifen von Porcépie reich verzierte Büffelhaut eingetauscht.

13. Juli. Sonntag nachmittags, während ich eifrig skizzierte, kömmt ein Mandan in mein Zimmer und bittet um meine Doppelflinte, einer seiner Kameraden sei von Feinden erschossen worden; da ich im Falle eines Gefechts dieselbe selbst gebrauchen konnte, so verweigerte ich ihm die Flinte. Ich ging sogleich hinaus, um Nachrichten einzuziehen. Im Dorf und Fort sah es aus wie in einem Korb mit schwärmen- den Bienen. Krieger und junge Burschen sprengten



(Fig. 3). Hundefuhrwerk (travay).  
(Skizzenbuch von Kurz S. 99.)

bereits bewaffnet über die Prairie, andere fingen erst ihre Pferde ein; viele Weiber kamen eilig von der Prairie zurück, wo sie nach pommes blanches (turnip, *Psoralea esculenta*) gegraben, andere Weiber gingen hin; Neugierige standen überall in Gruppen, die Hände umwerfend, schnatternd, voll Eifer oder Bangigkeit. Le Boeuf courte queue, heisst es, sei von fünf Sioux erschossen worden; derselbe war noch bei uns diesen Morgen zum Frühstück; ich wollte mit ihm um einen altmodischen Tomahawk (elliptischer Stein an die getrocknete, 2½ Fuss lange, sehr zähe Rute eines Büffelstiers befestigt; s. Fig. 6) handeln. Ich setzte mich auf das Dach unserer Wohnung mit einem Fernglas. Die Scene war höchst interessant. Die zurückkehrenden Weiber und Kinder aus der Prairie mehrten sich, die einen zu Ross, die andern zu Fuss, ihr eigen Lasttier; andere trieben Hunde mit beladenen travays (Fig. 3).

Endlich gegen Abend sah man die Eskorte des Toten heranrücken. Ein goldener Schimmer zitterte über dem Boden, dann ging er ins Violett über und dunkler wurden die Figuren, je näher sie kamen und je matter der Himmel wurde in der Dämmerung. Voraus die trauernde Witwe, ein Pferd führend, über dessen Rücken der tote Gatte in eine Decke gehüllt herabhing, trauernde Verwandte folgten, umringt von ungeduldigen Kriegern, deren Blut in Feuer war. Nun erst vernahm man etwas Näheres über den « coup ». Le Boeuf courte queue hatte seine Familie in die Prairie drei Meilen nördlich vom Dorfe begleitet und sich auf der Erde gelagert neben seinem weidenden Pferde, während Weib und Kinder die pommes blanches ausgruben. Auf einmal glaubt die Frau vor sich etwas im hohen Grase sich rühren zu sehen; sie macht ihren Mann darauf aufmerksam, wissend, dass sie die äusserste Linie der Wurzelgräber bildeten und daher vor ihnen Gefahr lauern könne. Sogleich schwingt sich der Mann auf sein Ross, Bogen und Pfeil in der Hand, um der verdächtigen Bewegung des niedern Gebüsches nachzuforschen. Aber kaum im Bereich der feindlichen Pfeile, stürzt er getroffen tot vom Rosse. Die Weiber schreien laut um Hülfe; der Feind flieht ohne den Skalp, ohne den Mandan berührt zu haben; deshalb zählt die That nicht als « coup ». Das Totschiessen von weitem gilt bei den Indianern als keine Heldenthat, man muss den Feind berühren; doch gewann die feindliche Truppe, die, wie einige sahen, aus fünf Männern bestand, des Mandans Renner.

Auf dem Begräbnisplatz angelangt, wurde der Tote vom Pferd herabgenommen, auf eine Decke gelegt, sein Kopf und die Brust erhöht. Verwandte setzen sich heulend um ihn herum, reissen sich die Haare aus, schlagen sich mit den Fäusten auf den Kopf, ritzen



Herantsa, 1907.

(Fig. 4). Herantsa, im Begriff mit Büffelbooten (Weidengeflecht mit Büffelhaut überzogen) über den Fluss zu setzen.  
(Skizzenbuch von Kurz S. 66.)



sich mit Messer oder Pfeilspitzen die Haut auf, damit Blut zum Opfer rinne; Freunde bringen Decken, Kleider, Farbe als Geschenk. Unterdessen wird ein Gerüst von vier Pfählen aufgerichtet, mit Querstäben verbunden, darauf wird nun der eingewickelte, geschmückte Krieger gelegt, und noch eine neue rote Decke über ihn gehängt. An einem der Pfosten wird sein Medizinbeutel befestigt. Die Menge zerstreut sich in der Dunkelheit; bloss die Witwe und die Mutter bleiben, um zu heulen.

Die Prairieindianer begraben deswegen ihre Toten nicht in die Erde, weil sie erstens das Werkzeug nicht dazu besitzen, und zweitens weil sie sehr tief graben müssten, um vor dem Ausgraben der Wölfe gesichert zu sein. Der Anblick dieser stehenden Totengerüste ist oft schauerlich, selbst ekelhaft; mit der Zeit rüttelt der Wind an den Hüllen, bis sie locker werden, auch zupfen Krähen und Raben beständig daran; einzelne Körperteile fallen verfault herunter; endlich halten auch die Pfosten nicht mehr; die Ueberreste, oft so geachtet, so geliebt und tief betrauert, liegen umher, das Spiel der Mäuse und Raben.

Nun sah ich täglich so viele malerische Gruppen, die ich zeichnen muss, während der Eindruck noch frisch ist, weil zu viele einander folgen, so dass ich nicht leiden kann, so oft gestört zu werden. Das schlimmste ist dabei, dass Mandans wie Mönnitarris höchst abergläubisch sind und das Zeichnen und Malen als böse Medizin betrachten. Es traf sich nämlich unglücklicherweise, dass die wilden Blattern zum erstenmal sich unter diesen Stämmen zeigten, als vor 20 Jahren Catlin seine Reise hierher machte; dass gleich darauf nach Freund Bodmers Anwesenheit mit dem Prinzen Wied die Cholera ausbrach und ebenso schreckliche Verheerungen anrichtete; dass endlich auch in diesem Jahr auf unserm Boote die Cholera 13 Opfer weggerafft hatte und diese Krankheit sich bereits unter den Indianern zeigte, während in den andern Jahren keine verheerenden Krankheiten regierten — darum fürchten sie die Maler, und wer kann sich wundern bei diesem sonderbaren Zusammentreffen? Schon in Bellevue hatte mich Herr P. gewarnt und mir verboten, in ihrem Revier ein Porträt zu machen; bei dem geringsten Unfall müsste ich die Schuld davon tragen und vielleicht gar mit meinem Leben dafür büssen und für sie als meine Beschützer könnte es ebenfalls nur Unannehmlichkeiten nach sich ziehen.

Ich hatte mich deshalb wohl in acht genommen und keinen Indianer zum Porträt sitzen heissen, sie bloss im verstohlenen angesehen und skizziert. Trotz des Misstrauens war aber ihre Neugierde doch so gross, sie wunderten und freuten sich sehr ob den



Zeichnungen, kannten die Umrisse von Père de Smet, Picotte und Capt. Laberge sogleich, obschon mir diese Herren nicht gesessen.

Herr Kipp nahm mich heute zum erstenmal als Clerk in Anspruch: ich musste nach seiner Aussprache ein Wörterbuch der Mandansprache für Col. Mitchell niederschreiben: seine Mandansquaw half getreulich; ich behielt das Brouillon für mich und gab ihm eine Kopie.<sup>1</sup>

Abends, man kann leider nicht sagen nach dem Nachtessen, hörte ich, während ich in meinem Zimmer schrieb, schiessen und rufen im Dorfe. Eine squaw, die meinem Schreiben durch das kleine Fenster zusah, machte mir das Zeichen von Halsabschneiden über dem Flusse. Schon wieder Feinde, dachte ich, und fort nach dem Uferabhang war ich im Augenblick. Eine Menge Leute sammelte sich am untern Landungsplatze, um zwei Skinboats ankommen zu sehen. Zwei junge Krieger kehrten mit ihren ersten Skalps zurück. Welcher Jubel unter den Zuschauern! Jeder will der erste beim Willkomm sein. Sie landen, ihre Gesichter schwarz gefärbt, ausser die Nasenspitze (Zeichen von coup), sie schenken sogleich ihre Waffen den Nächststehenden als den ersten Glückwünschenden; einer der Beschenkten heftet die zwei Haarbüschel oder Skalps (die Haut war nicht dabei) an eine lange Rute und schreitet hinter den glücklichen Kriegern einher, den Siegesgesang singend. Stolz gehen sie einher, ohne eine Miene zu verziehen, ohne die Umarmungen ihrer Verwandten zu erwidern.

Ging nicht zu Bette, bis ich etwas Näheres über die Heldenthat erfahren. Die beiden jungen Bursche waren 19 Tage auf dem Kriegspfade, sind bis zum Fort Lookout gegangen, nicht sowohl nach Skalps, als vielmehr um Pferde zu stehlen; deshalb hielten sie Lassos in den Händen; hatten bereits vier Pferde erbeutet, als sie zwei gut gekleidete squaws in einem Kornfeld gebückt arbeiten sahen; herbeieilen und mit Pfeilen auf sie schiessen war im Nu geschehen. Die ältere Frau wollte eine Pistole aus dem Gürtel ziehen, da aber die Decke darüber herunterhing, gelang es ihr nicht, sie war zu eilig und wurde erschossen. Das hastige Suchen der Pistole verspotteten unsere Indianer lange. Da dies im Angesicht der Wohnungen geschah, begnügten sich die zwei Helden, den unglücklichen Weibern, die laut ihre Hülferrufe erschallen liessen, ein Büschel Haare als Trophäe abzuschneiden und nach den Pferden zu laufen. Sie wurden sogleich heftig verfolgt, mussten endlich ihre Pferde wegen Müdigkeit im Stiche lassen, da dieselben nicht mehr imstande waren, über den Fluss zu schwimmen. Die zwei Skalps sind dem toten Boeuf courte queue als Sühne geschenkt und neben ihm aufgesteckt worden. Da bei Fort Lookout mehrere Halbindianer wohnen, so ist es möglich.

---

<sup>1</sup> Siehe Anhang II B. über die Mandansprache.

dass die zwei unglücklichen Weiber dieser Klasse angehören; die guten Kleider und die Pistole lassen es sehr vermuten.....

16. Juli. Das Mandanwörterbuch fertig: 600 Wörter. Kaufte von Herrn Kipp, der sich zur Abreise anschickt, ein Bärenklauenhalsband und einen Elkhornbogen (jedes für fünf Dollars), beides grosse Seltenheiten. Seine Mandansquaw mit dem Kleinen gehen einstweilen nach dem Mandandorfe zu ihren Eltern und er besucht seine weisse Frau, die mit ihren Kindern zu Liberty Mo. lebt: Herr Kipp hat ungern gesehen, dass ich einen grossen Koffer mit Ware mitgebracht, da er lieber den Profit beim Eintauschen selbst gehabt hätte; doch da ich nur Verzierungen, Waffen und Kleider eintauschen will, mit denen die Compagnie nicht handelt, so gab er sich zufrieden. Die zwei Goldstücke, die er heute von mir erhielt, haben ihn sehr freundlich gestimmt.

Jetzt ist Kipp endlich entschlossen zu gehen: er wird wenigstens drei Monate wegbleiben und erst mit dem Schnee zurückkehren: unterdessen will Pierre Gareau die Aufsicht des Postens übernehmen; aber er kann weder lesen, noch schreiben, noch rechnen.

Um 12 Uhr, im Augenblick, als wir den Kriegstanz im Dorfe um die zwei Skalps anschauen wollten, sahen wir am Horizonte hinter dem fernen Walde die regelmässigen Dampfwolken des St. Ange aufpuffen, welcher vom Fort Union zurückkehrte. Die geputzten und geschmückten Weiber, welche packs von 10 robes tragen wollten, wurden vom Tanze geholt, der sich auch sogleich auflöste. Herr Kipp übergibt mir in aller Eile die Schlüssel, die Bücher, ohne besondere Auskunft, zieht sich schön an — das Boot ist schon gelandet.

*Nun eine Scene mit dem erzürnten Herrn Picotte.*

Da stand ich allein, ganz unvorbereitet mit allen Schlüsseln, sonst war jedermann auf dem Boot oder mit dem Verladen beschäftigt. — Das Boot ist fort und ich wenigstens für ein ganzes Jahr hier.

18. Juli. Junge Weiber und Mädchen tanzten en grande tenue, mit Tambourin-Begleitung durch einen alten Mann, in unserm Hofe. Gab dem Alten Tabak zum Danke. Die Mädchen bildeten beim Tanze eine Ellipse, hüpfen mit zusammen gehaltenen Füßen mit dem Rufe eh! eh! gegen einander vorwärts und rückwärts. Ihre Wangen waren rot geschminkt. Einige hatten Federchen in den Haaren, eines hielt einen Kavalleriesäbel in der Rechten.

Ein Indianer bot mir fünf robes für mein Fernglas; ein guter Preis, kann es aber nicht entbehren; ferner ist es mein letztes Andenken meiner Brüder Louis und Gustav. Es ist vortrefflich; durch dasselbe geniesse ich von weitem Scenen, die ich in der Nähe nie zu sehen bekäme; bei meinem kurzen Gesichte könnte ich auf der

Prairie ohne dasselbe nicht fortkommen. Und was mir alles in diesem Lande noch bevorsteht, weiss ich nicht.

19. Juli. Auf der Prairie herumspaziert, in der Hoffnung, einen Menschenschädel zu finden; waren zu viel Leute in der Nähe, Pferde hütend; Schädel genug bei den Opferstätten. Die Herantsa, wie sich die Grosventres selbst nennen (grosse Bäuche haben sie nicht; dummer Name), sind ohnehin misstrauisch gegen mein Zeichnen, soll Schuld zu Krankheiten sein; was würden sie sagen, wenn sie einen Schädel eines ihrer Verwandten bei mir erblickten? Müsste sagen, es sei ein feindlicher — dann wollten sie ihn auch haben.

Viele Indianer krank; Kopfweg; trockener Husten. Herr Kipp und Familie, P. Gareau und andere im Fort auch sehr krank; nur ich gesund, böses Zeichen, bad medecine; das Dampfboot, mein Malen sind schuld. Es ist aber der kalte, trockene Wind, welcher seit 14 Tagen beständig weht, der die Erkältungen verursacht; seit ich hier bin, bloss 2 heisse Tage erlebt. Wind süd-südöstlich<sup>1</sup>, frisch und erregend. — Soeben lange mit Bellangé geschwätzt; er ist schon viele Jahre hier; kann alles; ist Schmied, Wagner, Landwirt, Jäger, Dolmetsch, trader — würde gern P. Gareaus Stelle einnehmen, den er nicht leiden kann; lesen und schreiben hat er nie gelernt, sonst würde er auch auf mich eifersüchtig sein.

20. Juli. Während ich einen drolligen, schäbigen Hund im Zimmer abzeichnete, kam le Nain und gab mir Unterricht in der Herantsa-sprache, ich schrieb die Worte nieder (s. Anhang II C.); harte Aussprache, selbst für einen dutchman. — Half unsere indianischen Jäger über den Fluss rudern; hatten schon mehrere Tage kein frisches Fleisch, bloss getrocknetes. Aus dem Dorfe sind wenige auf die Jagd; die meisten husten und leiden an Kopfweg — Influenza. — Bellangé erzählt viel von seinen Abenteuern, besonders will er sich als Biberfänger auszeichnen. Der Mensch kann mir zu viel; glaube ihm nicht die Hälfte. — Biber gelten dieses Jahr nicht 6 Dollars das Pfund; sind nicht gesucht, sagt er. Wie doch die Mode in die fernsten, abgelegensten Länder wirkt! Dass die Castorhüte ausser Mode sind, verursacht ein bedeutendes Sinken der Biberfelle. Der geringe Preis dieser Felle kommt aber auch den Bibern zugute.

Nicht weit von hier, am kleinen Missouri, soll es auch viele Biber geben; es ist aber zu gefährlich für Indianer; Herantsa gehen ohnehin nur in grösserer Anzahl auf die Prairie hinaus; besonders dort schwärmen öfters Kriegerpartien von Ricaras, Crows, Creeks, Chayennes, Sioux, Assiniboins, selbst Blackfeet herum.

---

<sup>1</sup> d. h. wohl *nach* Süd-südosten, also NNW-Wind. (Redaktion).

21. Juli. Da wenig Indianer zu sehen waren, zeichnete ich ihre Hunde, von denen eine Unzahl herumlaufen. Die meisten sehen aus wie Wölfe, können auch nicht bellen, heulen desto kläglicher; fängt einer an, stimmt gleich ein Chor von hundert ein. — Kalter anhaltender Regen. — Ruderte unsere Jäger herüber; will doch wenigstens meinen guten Willen zeigen, da ich jetzt noch weniger Aussicht auf Arbeit im Magazin habe als früher. — Bellangé gab mir fernern Unterricht in der Zeichensprache.

22. Juli. Krankheit immer schlimmer; fast keine Indianer ausserhalb des Dorfes. Hie und da eilen Fieberkranke zum Flusse, stürzen sich hinein, trotz Husten und Schweiss! Kipp und Gareau beklagen sich beständig über Kopfweh, gebrochene Knochen, Zucken und Stiche in den Muskeln; Kipp verspricht mir, ich werde von der *maladie du pays* nicht verschont bleiben. Er wiederholt dies so oft, dass ich glaube, er wünschte es; es würde ihn trösten; man brauchte nicht für mich allein zu kochen, denn der Appetit bleibt aus. — Zeichnete wieder Hunde; fühle es jeden Tag, wie wichtig es für mich ist, im Zeichnen der Landschaft und Tiere und der menschlichen Figur so gut vorbereitet zu sein; man fasst die verschiedenen Charaktereigentümlichkeiten viel leichter auf, als wenn man mit Mühe erst Verhältnisse etc. sucht. Kennt man die Gattung, ist man auch schneller mit den Species im reinen. — Mosquitos unerträglich, grosse Hitze, dann Gewitter.

23. Juli. Wie glücklich bin ich hier; welch passende Gelegenheit für meine Indianerstudien! Noch die Jagden, die wilden Tiere, dann sind sie vollständig; es wird schon kommen; einstweilen bin ich zufrieden, bei den Indianern so schöne Antiken gefunden zu haben. — Die Herantsamänner sind prächtige Leute; Weiber selten schön im Gesicht, doch gut gebaut. Man sieht so viele klassische Stellungen dieser lebenden Antiken, malerisch drapiert mit dem Blanket, dass ich oft wünsche, Bildhauer zu sein; aber dann würde ich wieder die Landschaft vermissen. — Starkes Gewitter, begleitet von grossen Hagelsteinen, welche die roten Kinder gierig auffingen und sammelten, um klares, kaltes Trinkwasser zu bekommen, was hier eine grosse Seltenheit ist, da man gewöhnlich auf das trübe, laue Missouriwasser reduziert ist.

26. Juli. Zwei Tage von grossem Interesse vorbei; gestern langten ein Dutzend Métifs de la prairie rouge (Halfbreeds from Red river) mit einem katholischen Missionär an; sie wünschten Pferde einzutauschen oder zu kaufen; hatten ihr grosses Lager eine Tagesreise von hier gelassen. Alle waren sehr bunt gekleidet, halb europäisch, halb indianisch; Tabakbeutel, Gürtel, Messerscheiden, Sättel,

Schuhe und Peitschen waren reich mit Glasperlen oder Stachelschwein-  
stacheln, gefärbten Federkielen verziert, künstliche Arbeiten ihrer  
Weiber und Geliebten: ihre Kleider aber von Tuch nach unserm  
Schnitt, ohne Weste. Der junge Geistliche, Charles Lacombe, fing so-  
gleich an zu predigen, fand gleich viel an uns auszusetzen. Herr  
Kipp hat eine squaw und in den Staaten eine weisse Familie. Sein  
halbindianischer Bube war nicht getauft. P. Gareau lebt hier mit  
2 squaws und mehreren ungetauften Buben. Bellangé hat auch ein  
Rudel ungetaufter, halbwilder Kinder und ich war kein Katholik.  
— Alles sehr schlimm. Getauft musste sogleich werden. — Das war  
auch alles, was er gewann; das andere, sagte man,ginge ihn nichts  
an, weisse Frauen wollen hier nicht leben, man müsse sich mit dem  
behelfen, was das Land biete. Da der Schwarze in meinem Zimmer  
einquartiert wurde, entging ich der Predigt nicht, schnitt derselben  
aber gleich den Faden ab mit der Bemerkung, die Verschiedenheit  
der Meinungen sei zu gross und er zu jung, zu unerfahren, um mich  
zu belehren. Auf meine Erklärung, ich sei kein Katholik, wollte er  
nicht im gleichen Zimmer mit mir schlafen und legte sich zu seinem  
Begleiter in den Hof.

Der Geistliche will hier eine Mission gründen, ward dazu vom  
Bischof von Chicago abgesandt, aber er muss sich nicht zuerst mit  
den angesehensten Leuten hier verfeinden, deren Hülfe er notwendig  
bedarf. Hier ist katholisches Gebiet, vom Bischof von Chicago als  
zu seinem Gebiet gehörig betrachtet; Jesuiten und Protestanten  
dürfen östlich und nördlich des Missouri keine Missionen gründen!<sup>1</sup>  
— Heute früh kam die Nachricht, dass eine Bande Sauteurs (Gibuä,  
Chippewä) uns auch aus ihrem Lager besuchen werden. Die Métifs  
sind halbe Chippewäs und Kanadier, Schotten, selbst Schweizer (aus  
der ehemaligen Kolonie Lord Selkirks). Endlich nachdem die Sauteurs  
mit ihrem Putz im reinen waren, was bei den Indianern von grosser  
Wichtigkeit ist, traten sie aus einem kleinen Gehölze heraus und  
marschierten auf uns zu. Es waren ihrer etwa hundert, meistens im  
Kriegerschmuck, die meisten zu Fuss, wenige ritten der Kolonne zur  
Seite. Fünf Chefs mit verzierten Friedenspfeifen und den Sinn-  
bildern ihrer Coups, die überall angebracht waren, eröffneten den Zug,  
hinter ihnen pelotonsweise die Soldaten singend, pfeifend und schies-  
send;<sup>2</sup> dann kamen drei Frauen in einer von der hiesigen ver-

---

<sup>1</sup> *Ann. des Herausgebers.* Es ist dabei zu bedenken, dass damals noch die liberale Periode des Grafen Mastai-Ferretti, Papst Pio IX. war, in welcher er mit den Jesuiten noch nicht gut stand.

<sup>2</sup> Bei Besuchen ist das Abschliessen der Flinte vor der Ankunft ein Zeichen der friedlichen Gesinnung.

schiedenen Tracht: der Rock von blauem Tuch geht bis zur Schulter und wird von zwei breiten verzierten Trägern über denselben, sowie durch einen Gürtel über den Hüften gehalten; Schulter und Arme sind nackt. Der Zug wurde durch den Chorus der jungen Männer geschlossen, die sich noch keinen Rang erworben. Hinter dem Fort auf der Strasse erwartete Quatre ours, der Herantsachef, und La longue Chevelure, der berühmte Redner, den Zug. Beide Chefs sahen in ihrem schwarzen Fracke sonderbar genug aus. Vollständige, schwarze Kleidung nach europäischer Mode, ohne Hemd, mit Breechcloth in den schwarzen Hosen, sehr langen Haaren, keine Handschuhe, aber Fächer von Adlerflügeln! Als sie sich näherten, hielten die Sauteurs an, um des Redners welcome zu hören, worauf sie mit Gesang rasch und stolz ins Dorf einzogen und sich auf dem freien Platze (zur Zeit eine grosse schlammige, stinkende Pfütze mit tausend Fröschen) auf dem schmalen Rande trockenen Bodens niedersetzten. Die fünf Chefs legten ihre Pfeifen vor sich, den Kopf auf dem Boden gegen die Hütte des Quatre ours gerichtet, das Rohr auf einer hölzernen Gabel, welche aufrecht in die Erde gesteckt war. Die Pfeifen wurden noch nicht angezündet; man brachte von verschiedenen Seiten den Chefs prächtige Kleidungsstücke und legte sie vor ihre Pfeifenköpfe ohne Anrede, aber mit vielem Anstand auf den Boden als Geschenke. Es waren meistens sogenannte habits de cheffre, nämlich eine Art bunten Militärrocks, von rotem, blauem oder grünem Tuche, weiss galonniert, oder reich verzierte Lederhemden. Unterdessen wurde beständig gesungen, bis ich es satt hatte. Da ich einige Ankäufe von den Métifs zu machen wünschte, begab ich mich auf mein Zimmer, wo ich sehr schöne Arbeiten billig eintauschte, da man meine Ware nach dem hiesigen Werte, nicht nach meinem Ankaufspreis schätzte.



(Fig. 5). Indianermädchen (Sauteuse).  
(Skizzenbuch von Kurz S. 114.)

Die Sauteurs haben jene Sioux, die den *Bœuf courte queue* erschossen, erwischt, einen Mann und seine Frau getötet; die Frau konnte aus Müdigkeit nicht mehr laufen. Der Mann blieb bei ihr, während die drei andern das Weite suchten, abwechselnd zu Pferde.

Abends sind die Sauteurs fort, um mit dem Lager weiter zu ziehen und Büffel zu jagen (*courir la vache*, wie die Kanadier sich ausdrücken). Einer der Métifs brachte eine weisse Büffelhaut zum tauschen, erhielt auch zwei gute Renner dafür; denn eine solche Haut ist grosse Medizin. Weisse oder gescheckte Büffel sind äusserst selten. Auch Zwitter kommen vor; sollen die grössten und fettesten Tiere sein.

27. Juli. Die Métifs auch fort. Unsre Indianer wieder über den Fluss gesetzt, um Büffel zu umringen. Sobald solche in der Ferne erblickt werden, sammeln sich die Soldaten in ihrer Hütte (sogenannte Versammlungslodge), um zu beraten, ob man jagen wolle. Der Beschluss wird durch einen Rufer von jener Hütte aus geschrien. Niemand darf einzeln gegen den Beschluss der Soldaten auf die Büffeljagd, damit ein jeder die gleiche Gelegenheit geniesse.

28. Juli. Das Tagesgespräch bildet heute die Entweichung der jungen, sehr hübschen *squaw* eines unserer Soldaten, d. h. eines der Krieger, die zum besondern Schutze des Forts angestellt sind und also auch mit der Opposition handeln dürfen. Ein junger Mandanbuck, d. h. ein indianischer Don Juan, benutzte die Gelegenheit der Anwesenheit des Métifs, von welchem *le Nez d'ours* die weisse Büffelhaut (Kuh) eingetauscht, um des Nachts sich mit dessen junger *squaw* in einem Büffelboote zu den Mandans bei den Rihs zu begeben. Die *squaw* war kaum 15 Jahre alt, sehr hübsch, zwar etwas klein, aber graziös und schien immer so bescheiden schüchtern. Das Davonlaufen ist ein gefährliches Unternehmen, kommt aber doch häufig vor. *Le Nez d'ours* muss dazu lachen, obschon er gar nicht dumm ist; sonst wird er von seinen Kameraden ausgespottet, da ein anderes Benehmen als eines Kriegers unwürdig betrachtet würde. Doch darf er die Geschenke und Pferde, die er den Schwiegereltern für seine untreue Frau gegeben, zurückfordern und dem jungen Mandan all seine Habseligkeiten nehmen, wenn er etwas hat, und ihn durchprügeln, wenn er ihn erwischt.

Der Bourgeois sagt, er müsse durchaus nach Kanada, um dringende Geschäfte mit seinen zwei Schwestern abzufertigen. Dies würde mir Gelegenheit geben, wenigstens ein ganzes Jahr hier zu bleiben; unterdessen lernte ich die Sprache der Herantsa, die Leute, den Handel kennen; vielleicht könnte ich immer hier bleiben oder auf einen andern Posten; bloss müsste ich meine zurückgelassenen

Effekten von St. Joseph kommen lassen, sonst gingen sie verloren. Sehnsucht nach den sogenannten Kulturstaaten fühle ich durchaus keine; denn es ist nicht Ehrgeiz, der mich antreibt, das Schönste zu studieren und durch Gemälde darzustellen, sondern es ist mein Ideal, es ist der hohe Genuss des Schönen, der mich begeistert. Hier lebt

man viel ruhiger, friedlicher als in den civilisierten Staaten; der sogenannte Wilde disputiert nicht beständig über Lehren der Religion, politische Rechte der Menschen u. s. w., Grundsätze, über die man längst einig sein sollte; bei ihm hat der natürliche gesunde Verstand solches längst abgethan; auch hört man diese Wilden nie fluchen, zanken, wie es bei uns beständig geschieht. Man sehe nur ihrem Billardspiele zu; fallen die Stäbe so gleichförmig zum geworfenen Ring, dass die Spielenden nicht leicht entscheiden können, welcher gewonnen (und sie spielen immer für etwas, oft sehr hoch), so rufen sie gleich die



(Fig. 6). Herantsachef.  
(Skizzenbuch von Kurz S. 130.)

Dabeistehenden als Schiedsrichter auf. Da wird nicht gezankt, nicht geflucht, dafür fehlen ihnen selbst die Ausdrücke. Ferner würde eine Beschimpfung bedenkliche Folgen haben; eine solche würde die tödliche Rache des Beschimpften nach sich ziehen, Tod und Blutrache nicht ausbleiben.

30. Juli. Herr Kipp gab mir heute das Pack Zeitungen zu lesen, die er durch das Boot erhalten hatte. Die Zwistigkeiten in Europa



sind ekelhaft. Wie ruhig lebt sich's hier! — Als ich heute in der Prairie spazierte, traf ich einige interessante Gruppen von Kindern, die unter ihren weidenden Gäulen spielten. Einige kleine Mädchen hatten sich mit ihren Decken ein Schutzdach gegen die brennende Sonne errichtet und sangen nach dem Takt der Trommel oder des Tamburins. Ihre Gesangübungen lockten bald einen der hütenden Buben herbei, der einen kleinen Knirps tanzen lehrte. Auch sah ich häufig kleine Buben ihre ersten Schiessübungen verrichten, nämlich mit Grasstengeln als Pfeilen nach den springenden Fröschen zielen. Wie lachten sie über die Purzelbäume und konvulsivischen Bewegungen der Glieder, wenn sie die weissbauchigen Tiere trafen!

1. August. Die Kinder kommen nun fleissig zu mir, seit sie wissen, dass ich einigen Zucker gegeben; mein Fensterchen ist oft ganz gefüllt mit fröhlichen Gesichtern, die meinem Schreiben und Zeichnen zusehen und Zucker (*mantsiqua*) betteln. Ein Mädchen von 14 Jahren zeigt sich besonders häufig; es fällt mir deswegen mehr auf als andere, weil es ganz graue Haare hat, was sich zu seinem hübschen, jugendlichen Gesichtchen sonderbar ausnimmt. Diese grauen Haare sollen bei den Mandans öfters vorkommen und ein Familienübel sein, nicht durch schwere Krankheiten hervorgebracht. Die Männer in diesem Dorfe halten mehr auf Schmuck und gutes Aussehen als die Mädchen; jene verwenden besondere Sorgfalt auf die Haare, kleben selbst noch fremde in langen Streifen an die eigenen, doch bloss solche Männer, welche *coup* zählen. Da die Haare bei den Herantsa nicht mit Fett geschmiert werden, sehen dieselben rötlich verbrannt und rauh aus. Wenn die Männer die Haare nicht hängen lassen, bilden sie mit denselben einen Knauf über der Stirne. La longue Chevelure zeichnet sich, wie sein Name andeutet, durch natürlich sehr lange Haare aus; ich sah ihn bloss einmal dieselben herunterhängen lassen, nämlich bei der Anrede an die Sauteurs, wobei er die Haare hinten frei über den Frack hängen liess. Die Indianer glauben nämlich, ausser der Uniform sei die schwarze Kleidung bei uns der höchste Staat, die Kleidung *des Präsidenten* der Vereinigten Staaten. — Die Nacktheit der Männer übt keinen wohlhlüstigen Einfluss auf die «Weibchen» aus; diese sind daran gewöhnt, die Neugierde belebt ihre Phantasie niemals, ebensowenig bei den Männern, die beständig Gelegenheit haben, nackte Weiber, Mädchen und Kinder im Flusse baden zu sehen. Bekanntlich reizen halbverborgene Nacktheiten die Sinne viel mehr, als ganz unverhüllte. Sie betrachten es als Natur, als etwas, das sich von selbst versteht, die Kleidung mehr zum Schutz gegen Sonne und Witterung bestimmt. Mädchen gehen nackt bis ins dritte, Buben bis ins sechste Jahr, dabei

saugen sie oft noch. — Beim Baden der Mädchen kann man gewöhnlich sogleich durch ihre Manieren sehen, ob sie noch unschuldig im eigentlichen Sinne des Wortes (moralisch und körperlich genommen) seien. Ein unschuldiges Mädchen schämt sich nicht, es weiss nicht warum, unbedeckt springt es herum, jagt und spritzt seine Kameraden, jauchzt und lacht so gemächlich, wie wenn die ganze Welt



(Fig. 7). Longhair (Longue Chevelure), II. Chef der Herantsa.  
(Skizzenbuch von Kurz S. 138.)

sein wäre; nicht so das schuldbewusste Mädchen: es weiss, was es weiss, bedeckt die Teile à la Venus; lacht nicht mehr in den Tag hinein, sondern sinnt dem nach, was es weiss, was es wünscht oder fürchtet.

4. August. Musquitos immer unerträglicher; ohne Lederkleider würde man rasend; — lieben sie das weisse Blut mehr? Ohne jeden Abend einen Höllenqualm mit sweet sage zu machen, ist es unmöglich zu schlafen. Da die Scenen in meiner Umgebung wenig

ändern, suche ich die ersten Skizzen immer mehr auszuführen und studiere daher jetzt besonders die Details.

7. August. Das Wetter ist wieder kühl geworden; schon fühlt man eine Verlängerung der Nächte und Abende. Zur Abwechslung wäre ein kleines Abenteuer nicht unerwünscht. Sehne mich nach dem Winter, um die Jagden studieren zu können. Wäre ich nur in der Chemie wohl bewandert! Man könnte sich mit den Indianern köstlich unterhalten, sie würden es für grosse Medizin, etwas *Uebernatürliches* halten. Ueberhaupt fordert das Fortkommen in der Wildnis viele verschiedene Kenntnisse ohne Gründlichkeit. Chemie, Arzneikunde, Sprachen, Ackerbau, Viehzucht, Handel, Jagd und alle möglichen Handwerke sollte man wenigstens kennen und ihre nötigsten Handgriffe loshaben; mit einem musikalischen Instrument (für diese Gegend besonders einem lärmenden) würde man sich und andern viel Vergnügen verschaffen. Ich empfinde diese Mängel an mir öfters, bin zu ausschliesslich der Malerei ergeben; die gibt ohnehin genug zu schaffen, um es auf einen höhern Punkt zu bringen.

10. August. Bei Pierre Gareau eine ganze Büffelhaut eines Tieres bestellt, mit Kopf, Schwanz und Beinen; solche kommen selten in den Handel, weil sie den squaws besonders viel Mühe wegen ihrer Grösse und Dicke geben. Eine solche Haut kostet auch soviel als drei gewöhnliche. Schon beim Abziehen muss der Jäger darauf Bedacht nehmen, auch ihm gibt es doppelte Mühe. Bellangé meint, man könne gut auf eine Büffelhaut zeichnen, wenn sie glatt geschabt sei; vielleicht auf einer Kuhhaut, aber nicht auf einer Stierhaut. Hier stört mich la Queue rouge, der mir lange zugesehen, verwundert, wie ich so lange schreiben könne, ohne mich um ihn zu bekümmern. Endlich wie ich auf sah, um fernere Gedanken zu sammeln, fragte er: Sagig? genug? tampa, nichts versteh!

11. August. Nachmittags ist ein kalter, heftiger Wind vom Westen gekommen, der die Hitze des Morgens bedeutend abgekühlt. A bas les maringuins!<sup>1</sup> Gestern tauschte ich von einem jungen Mädchen ein eigentümlich verziertes Nadelhäuschen für Kaffee und Zucker ein. Heute brachte dasselbe Mädchen eine Freundin mit einem ähnlichen Ahlgehäuse; auch eingehandelt. Sie trugen dieselben vorn an der Brust an ihre Lederhemden geheftet.

14. August. La grande Chevelure besuchte mich heute mit einem seiner Freunde; er bat mich durch Zeichen, ihm mein Skizzenbuch zu öffnen, damit sie mit eigenen Augen sehen und beurteilen könnten, ob meine Zeichnungen wirklich Ursache der unter ihnen regierenden

---

<sup>1</sup> Mosquitos.

Krankheit seien. Grande Chevelure ist jetzt in Abwesenheit des Quatre ours, welcher mit H. Culbertson und den Assiniboinchefs nach Fort Laramie ist, Chef der Herantsa. Er zeichnet sich durch seine Intelligenz und seine Redegabe aus; Quatre ours zählt mehr « coup », nämlich vierzehn. Meine Zeichnungen sind ihm keineswegs verdächtig: er will mit seinem Volke reden. Er ist ein älterer Mann mit sehr viel Anstand und Würde: sehr intelligentes Auge: Kleidung ärmlich, bloss eine alte Büffelhaut; er trägt gewöhnlich einen Adlerflügel als Fächer in der Hand; Brust und Arme, tätowiert; Brust sehr gewölbt; Hände klein. Während er meine Bilder ansah, studierte ich seine interessanten Züge; zeichnete ihn sogleich, sobald er wegging, aus der Erinnerung, muss ihn aber noch genauer ansehen, wozu ich bei Herrn Kipp täglich Gelegenheit habe; denn als Chef des Conseil ist er der angesehenste Mann des ganzen Dorfes; hat auch mehr Einfluss als der Kriegschef Quatre ours. Intelligenz steht mit Recht über Ehrgeiz; denn Quatre ours zeichnet sich nicht durch persönliche Stärke und Mut aus. Nebenbei gesagt hat Quatre ours die schönste Frau, mit sehr feinen Gesichtszügen, wie ich schon lange keine gesehen.

15. August. Ich höre täglich, dass Schmidt, der Bourgeois des Oppositionsforts, seinen Kindern beständig vorschwatzt, die grosse Compagnie bringe ihnen alle die verderblichen Krankheiten, besonders sei der Maler schuld daran; alle die werden krank, welche er zeichne. Dies ist im höchsten Grade perfid und könnte mich am Ende in eine schlimme Stellung versetzen. Was doch nicht der Brotneid für Dinge ersinnt! — Ein zweideutiges Mädchen stahl mir heute mein letztes Regensburger Bleistift; sie stahl es, um sich für meine Kälte zu rächen! Es ist dies das zweite Mal, dass mir von squaws etwas entwendet worden. Das erste Mal nahm mir eine alte Jowäsquaw einige geschliffene Trinkgläser weg, während ich am Nachtessen sass. Da Witthae dabei war, wurde mir die Thäterin bald bekannt. Ich ging sogleich über den Fluss in ihr Zelt und forderte die Gläser: sie leugnete; ich packte aber ihre Ledertasche aus trotz ihrem Geschnatter und fand die Gläser hübsch in alte Kleider eingewickelt. Ich bin sehr verwundert, nicht öfter bestohlen worden zu sein, da man besonders die alten squaws als ein diebisches Gesindel in gewissen Büchern darzustellen sucht. Wenn man ihre Armut und den Reiz so vieler glänzender, für sie äusserst nützlicher Geräte bedenkt, so muss man gestehen, dass die Versuchung für die Leute zu gross ist; denn das Bestehlen eines Feindes ist nach ihren Ansichten erlaubt, ja geehrt. Sie stehlen nicht um sich zu ernähren, sondern weil sie dem Reize für gewisse Dinge nicht widerstehen können; so

war das Bleistift, mit dem ich zeichnete, für die squaw Medizin, die hellblinkenden geschliffenen Gläser mehr oder weniger ebenfalls. — P. Gareau warnte mich vor der «Blonde», nämlich dem grauhaarigen Mädchen, weil er sie beständig bei mir sehe und sie verheiratet sei. Eine Frau schon und noch nicht 14 Jahre alt!<sup>1</sup> Sie gehöre einem alten Manne, der sie auferzogen, um etwas junges, frisches zu haben; und wenn er über unser Verhältnis etwas erfahre, so habe er das Recht, mir alle meine Habseligkeiten zu nehmen und ich könne noch mit solcher Entschädigung zufrieden sein; ein eifersüchtiger, wirklich in seiner Liebe beleidigter Mann würde nach meinem Leben trachten. Das wäre ein teures Vergnügen. Vielleicht ist es gar eine Falle, die mir der alte Sünder legt, nachdem er letzthin den Inhalt meines Koffers gesehen. Wer hätte gedacht, dass ein so junges Mädchen dessen Frau sein könne? — Vive la pipe! Sonst nie geraucht, das duftende m<sup>ê</sup>lée schmeckt mir aber sehr gut; bringt mich in keine Gefahr. Muss ich doch immer mit meinen männlichen Besuchern aus Höflichkeit rauchen, so kann ich es auch zum eigenen Zeitvertreib.

16. August. Die Frau des Longue Chevelure plötzlich gestorben, an der Cholera, wie man sagt; heftige Krämpfe, Erbrechen und Kolik. Sollte die Cholera jetzt wirklich erst ausbrechen, seit wir die mitgebrachten Warenballen geöffnet? Herr Kipp sagt, eher das viele Essen unreifer Früchte sei daran schuld, der stinkende Teich mitten im Dorf, die eingeschlossene Luft daselbst, die Pallisaden, welche den freien Durchzug des Windes hindern; eine heisse Sonne und ein kalter Wind können alle Dysenterien verursachen. Aber Schmidt sagt den abergläubischen Indianern, es sei die Cholera, die grosse Compagnie habe sie heraufgebracht, und ich glaube, diesmal hat Schmidt recht; denn all die angegebenen Gründe würden ja die Cholera jedes Jahr erzeugen.

Bellangé bot mir für meine Flinte einen Büffelkopf an, wie die vornehmsten Krieger solche ausstaffieren, um damit den Büffeltanz zu tanzen; er wird aber schwerlich einen erhalten, da sie in sehr hohem Werte stehen, er müsste denn selbst einen durch seine Assiniboinsquaw verfertigen lassen. Auch wünscht er auf einmal lesen und schreiben zu lernen, um mit der Zeit P. Gareau verdrängen zu können und vielleicht auch mir zuvorzukommen; denn — sagt er — in einem Jahr könne ich hier alles sehen, was mir

---

<sup>1</sup> Die Mädchen in Amerika sind sehr früh reif. Kannte ich doch selbst in St. Louis Kreolinnen, die im 14. Jahr heirateten, ja selbst eine, die es im 11. Jahr that. Ihr Gemahl (marry) spielte eine Rolle als Arzt bei der Einnahme von Santa Fé durch die Amerikaner.

von Interesse sei, jedes Jahr sei bloss die Wiederholung der früheren. Gefechte gebe es wahrscheinlich keine mehr, wenn diese Indianer dem Vertrage mit Uncle Sam beitreten. Ja, ja! ich rieche den Braten!

17. August. Sonntag. Die neue Krankheit nimmt überhand, täglich stirbt jemand im Dorfe. Die Indianer haben solche Furcht davor, dass sie beschlossen, in die hohe Prairie hinauszugehen und zu jagen; sie würden ihre Familien mitnehmen und ihre Sommerhütten am Kniferiver bewohnen. Dies würde mir Gelegenheit verschaffen, das Dorf zu zeichnen, sowie die Opferstätten und Totengerüste. Aus allem, selbst dem Widrigen Nutzen ziehen, das ist das Wahre.

18. August. Diable! da hab' ich Hausarrest. Um 9 Uhr morgens kommt Herr Kipp, um mich zu bitten, meine Zeichnungen einzuschliessen, keinen Indianer dieselben mehr sehen zu lassen. Man rede im Dorfe von nichts als von denselben. Sogleich schloss ich sie ein. Ging darauf hinaus, um Keith, einem unserer Engagés, beim Heuumwenden behülflich zu sein. Bald darauf tritt le Corbeau rouge zu mir, gibt mir durch Zeichen zu verstehen, ich solle in mein Zimmer gehen, dort bleiben; denn ich schaue alles an, schreibe es nieder, davon seien so viele im Dorfe krank geworden und gestorben. Seine Zeichen waren sehr deutlich; ich antwortete ihm, er sei zwar ein angesehener Krieger, aber kein Chef, noch weniger mein Chef, d. h. er sei nicht höher als ich. Ich ging aber doch nachher zum Bourgeois, welcher mir sagte, meine Sicherheit erfordere es, in meinem Zimmer oder wenigstens im Fort zu bleiben, alle Schuld der Krankheit werde auf mich geworfen, mehrere Verwandte der Verstorbenen seien erbost, fast rasend, ein Pfeil könnte zwischen meinen Rippen stecken, wann und wo ich es am wenigsten erwartete; mich zu rächen, sei nicht im Princip der Handelscompagnie, es würde nur Störungen, Reibungen veranlassen. Er könne ihnen lange das Essen von unreifen Kürbissen, Rüben, Beeren, grünem Mais verbieten, der Aberglaube der Indianer sei zu tief gewurzelt; die alten Weiber erzählten immer von den früheren Vorfällen, deren merkwürdiges Zusammentreffen sie auf keine andere Weise erklären könnten, als dass ich durch das Zeichnen ihrer Porträts von ihrem Leben wegnehmen müsse, sonst



(Fig. 8).

Le Corbeau rouge,  
Herantsa.

(Skizzenbuch von Kurz S. 90.)

könnten sie nicht so ähnlich werden. Seine Medizinvorräte seien bald aufgebraucht. Hoffentlich gehen alle auf die hohe Prairie, sonst müsste ich am Ende doch noch fort. Allein in einem Büffelboote wäre zwar sehr romantisch, aber höchst gefährlich, weil die Rihs und Mandans noch erboster über mich seien; hier habe ich doch noch einige Freunde, die mich verteidigen, dort gar keine. Wäre ich einmal auf dem Fluss, würden die Rihs früher die Nachricht davon erhalten, als ich dort sein könnte, und mir aufpassen. — Dass es die rechte Cholera ist, bezweifle ich nicht im mindesten mehr, ebensowenig, dass sie vom Oeffnen der Warenballen herrührt, die in St. Louis, während die Cholera dort regierte, verpackt worden. Dass ich weder in St. Joe, noch auf dem St. Ange, noch hier von der Cholera angesteckt worden, trotz häufiger Berührung mit Kranken, schreibe ich weniger meiner regelmässigen Diät zu, als vielmehr dem Mangel an Furcht und hauptsächlich der glücklichen Gemütsstimmung, verursacht durch das Erreichen meines Reisezweckes, den Genuss langersehnter Beschäftigung. — Nach dem Essen bot ich Herrn Kipp an, sobald es die Interessen der Gesellschaft oder sein specielles erforderten, sei ich bereit, von hier fortzugehen. — Es sei gut; man könne aber noch 8 Tage zuwarten, um zu sehen, ob die Krankheit zunehme oder nicht. Es sei zu hoffen, dass auf der freien Prairie die Krankheit sich verliere, dann würde nicht mehr davon gesprochen werden; im schlimmsten Falle könne man sogleich handeln, wenn ich mich bereit halte; jedenfalls solle ich mich nicht vom Fort entfernen, sonst könne er für nichts gut sein, mich weder verteidigen, noch rächen. Nach und nach würden die zurückgebliebenen Kranken genesen oder sterben, in beiden Fällen die pflegenden Verwandten fortgehen; dann würde ich wieder frei. — Lasst uns Tabak rauchen, Zeit bringt Rat. — Sonderbar ist es doch, dass die Cholera hier erst mit dem Oeffnen der Warenballen ausgebrochen, während dieselbe bei den Rihs unten schon einige Zeit geherrscht. Wenigstens hatte keines der Boote zur Zeit der Landung Cholerakranke, weder im Fort Clarke noch hier.

19. August. Der Wind hat sich von Osten nach WSW gedreht, hat uns schönes kühles Wetter gebracht. Die Kranken befinden sich besser, die Gesunden und Genesenden ziehen ab; konnte mich endlich nicht mehr enthalten, gegen das Verbot, ja gegen mein Gewissen zu zeichnen. Der Morgen war erschrecklich lang. Der Gedanke, vielleicht schon in der nächsten Stunde dem Fort, dem obern Missouri Ade sagen zu müssen, war peinlich; ich stellte rasch das Wasserfass vor die Thüre und zeichnete schnell durch meine trüben Glasscheiben das Innere des Forts mit den zwei Skizzen fertig; rasch alles wieder an seinen Ort und Betrachtungen über das Gewissen angestellt, bei

einer Pfeife gemischten Tabaks. — Es wird hier in jedem bewohnten Zimmer ein grosses Wasserfass gehalten, zum Gebrauche sowohl als zum Schutz gegen Feuergefahr. Während Herr Kipp Bourgeois bei den Blackfeet war, ist sein Fort abgebrannt. In den Forts sind keine Brunnen, noch Cisternen. Man verschafft sich das Wasser aus dem trüben Missouri, der zwar nie weit von den Forts vorbeifliesst, aber doch weit genug ohne Saugspritzen bei einem Brande. Noch schlimmer würde dieser Wassermangel fühlbar werden bei einem Kriege; denn da die meisten Forts auf hohem Ufer stehen, so kann ihnen der Zugang zum Flusse mit der grössten Leichtigkeit abgeschnitten werden.

Le Loup courte queue will mit seinem Neffen bei mir schlafen, um nicht seine Mutter sterben zu sehen. Der hat also doch keine Furcht vor mir; zwar hat er sogleich durch Zeichen gefragt, ob ich krank sei, huste, laxiere.

Keith und ich die einzigen Gesunden im Fort: habe ihm daher geholfen mit dem Flatboot Holz für die Küche herbeizuschaffen, auf den Karren zu laden und mit dem Braunen das steile Ufer hinaufzufahren. Herr Kipp wollte zwar nicht zugeben, dass ich als Clerk Handlangerdienste verrichte, ich antwortete ihm aber mit seinen eigenen Worten, ohne Arbeit würde ich krank, närrisch. Ich hätte geglaubt, hier etwas zu nützen und nicht ein *bord*, ein *embarras* zu werden. Worauf er erwiderte, er begreife mich ganz gut; auch werde ich bald durch seine Abreise Beschäftigung genug erhalten. Im Winter stünde mir auch immer ein Pferd zu Diensten, um an den Jagden teilzunehmen und meine Studien fortzusetzen. Meine Bereitwilligkeit hier zu bleiben stimmt ihn so liberal, dass er noch beifügte, er habe immer vergessen mir zu sagen, wenn ich zwischen den Mahlzeiten Hunger spüre, sollte ich nur in die Küche gehen und zu essen fordern. Das kann benutzt werden. Die verheirateten Engagés erhalten nämlich für ihre Familien so viel Fleisch, dass sie in der Zwischenzeit immer zu essen finden, während ich zwischen den zwei Mahlzeiten (6 Uhr morgens und 2 Uhr mittags) nichts erhalte, was mir oft den Magen schreien macht.

Unser Hof füllte sich mit alten Weibern und Männern, die den Ausgewanderten nicht folgen konnten. Die wenigsten davon wissen, wie alt sie sind, gewiss über 100 Jahre oder Winter, indem sie am leichtesten nach dem fallenden Schnee rechnen können; geht es über 60 oder 70 Jahre, da bleiben sie stecken; denn Interesse haben sie doch keines, ihr Alter genau zu kennen. Diese alten Kronen sind unangenehm genug, ich betrachte sie als Schildwachen; leider hat jede von ihnen einen oder mehrere Lieblingshunde, jung oder alt,



welche nachts beständig heulen und uns allen Schlaf rauben. Bill, der Koch, hat bereits aus Zorn einem der Hunde einen Pfeil durch den Leib gesandt und ihn dann über die Pallisaden geworfen, was uns die Gesellschaft der « Alten » verfeindete; sie kläffen jetzt beständig über uns.

La Queue rouge, mein Sprachlehrer, bleibt mit dem Loup courte queue bei mir im Zimmer. Zum Spasse legte er eine prächtige Kriegshaube mit Hörnern und allerlei Federn auf, damit ich etwas zu zeichnen habe. Sein Freund warf noch einen kostbaren Ottermantel um seine nackten Beine, welche etwas schäbig unter dem verzierten Lederhemde und der vornehmen Mütze hervorguckten. Erst wollte ich den Queue rouge nicht abzeichnen, fragte ihn, ob er die Krankheit nicht fürchte. Neschets, neschets; keine Rede davon, er lacht darüber. Sonderbar, wie verschieden die Leute sind! Ob er bloss damit seine Tapferkeit und Furchtlosigkeit beweisen will?

21. August. Le Loup courte queue fort; la Queue rouge und ein Bruder des Quatre ours sind jetzt die einzigen Männer aus dem Dorfe hier; jener pflegt seine genesende Frau, die kaum mehr stehen kann vor Schwäche. Das Fieber glüht dermassen in ihr, dass sie durchaus keine Kleidung trägt. Nachdem sie heute lange im Schatten der Pallisaden auf ihrer Büffelhaut ganz nackt gelegen, wollte sie allein in den Hof kommen; glücklicherweise begegnete ich ihr, denn sie fiel vor Schwindel und Schwäche an die Pallisaden, wo ich sie aufhob und in den Hof zu ihren Bekannten führte. Noch sind zwei Sterbende (darunter meines Sprachlehrers Mutter) im Dorfe; sonst könnte ich dasselbe zeichnen; dafür schlich ich mich an das Ufer hinunter und zeichnete den Landungs-, Tränke- und Badeplatz.

Herr Kipp beklagte sich sehr über Catlin, weil er ihren Namen missbraucht, grobe Uebertreibungen als aus ihrem (der damaligen Bourgeois) Munde kommend in seinem Buche gedruckt habe, und sich selbst Abenteuer zugeschrieben, die andern, nicht ihm begegnet. Uebrigens habe er nur Porträts gemalt, wobei er bequem an der Staffage sitzen konnte. Büffel etc. habe er keine studiert; sei überhaupt zu wenig lang am obern Missouri gewesen, um gründlich zu sein, nämlich drei Monate (mit dem Dampfboot nach Fort Union und zurück nach Fort Pierre, wo er einen Monat blieb; dann in einem Skiff nach den Staaten zurück). (Einiges über Catlin ist gestrichen; es enthielt ungünstige Urteile; deutlich lesbar ist folgende Anmerkung: Herrn Kipps Namen findet sich wenigstens nicht unter Catlins Zeugnissen. Anm. des Herausgebers.)

22. August. Seit unsere Indianer fort sind, gibt es kein frisches, sondern bloss getrocknetes Fleisch. Mit dem Essen hänge ich ganz

von der Laune des Bourgeois ab; Pierre Gareau weniger, er ist Aufseher über den Fleischkeller; seine zwei squaws lässt er kochen was ihm beliebt. Hat Herr Kipp guten Appetit, sucht er auch das beste aus dem Magazin und man schwelgt im Ueberfluss und in Herrlichkeiten, wie man sie in dieser Wildnis nicht erwarten dürfte; wie er aber unwohl ist, so denkt er gleich, wir brauchten nicht mehr zu essen, als er. Kürzlich hatten wir vortreffliche Kuhrippen, dazu kräftige Reissuppe oder Bohnen, frische Galetten, Büffelzunge und zuletzt noch Kuchen von gedörrten Pfirsichen oder Aepfeln. Jetzt auf einmal getrocknetes Fleisch und harte Crackers, so hart, dass man leicht die Zähne ausbeissen kann, sonst nichts!

23. August. Ankunft von Dorson und Beauchamp vom Fort Clarke. Die getöteten Frauen bei Fort Lookout waren wirklich Zéphirs, eines Halbindianers, Frau und Tochter. Zéphir hat seit 30 Jahren mit dieser Frau glücklich gelebt. Die Yanktonans werden nächsten Herbst Rache dafür nehmen, wenn die Herantsa und Mandans auf der Jagd sind. Jetzt wäre die beste Zeit zur Rache; aber die Sioux fürchten selbst die Ansteckung. Heute der heisseste Tag dieses Sommers. Alle Fliegen und Muskiten des Dorfes sind zu uns herüber gekommen, um Nahrung zu suchen. Tag und Nacht keine Ruhe vor ihrer Musik und ihren Stichen, sie brachten auch den üblen Geruch der Dorfputze mit. Die Kranken und Alten lagern vor dem Fort in ganz kleinen Hütten von Zweigen, welche sie zugleich für ihre Dampfbäder benutzen. Vor den Hütten wird ein grosses Feuer angezündet, Steine darin heiss zu glühen; diese werden sodann mit Stäben in die mit Decken und Roben dicht verschlossene Hütte hineingetragen und Wasser darauf gegossen, welches Dampf erzeugt. Sobald die Hitze und der Dampf in der Hütte einen hohen Grad erreicht, kriechen die Kranken (das Schwitzbad wird aber auch von Gesunden gebraucht) nackt in die Schwitzhütte, worauf sogleich eine starke Ausdünstung und Schweiss eintritt, was die Indianer für sehr gesund halten. Dies scheint auch ihre einzige Behandlung der Cholera zu sein; wenigstens hörte ich von keinen andern Mitteln. Anfangs theilte Herr Kipp kleine Dosen Whisky aus in Ermangelung anderer Medikamente. Sein Vorrat war aber bald erschöpft, da er selbst grosser Liebhaber davon ist, zu seinem grossen Schaden, denn schon zweimal konnte er sich als einen reichen Mann betrachten und ruinierte sich beide Male durch übermässiges Trinken. Unsere Umgebung sieht aus wie ein Spital. Die acht Altersschwachen hocken bei einander längs den Pallisaden, lausen sich und essen mit Gusto das Gewild. Die junge Schwägerin des Quatre ours liegt nackt in einer Ecke vor der Bastion; während ihr Mann ihr beständig frisches Flusswasser herbeiträgt,

stampft ein blindes Mädchen ihren Unterleib nach Kräften mit seinen Fäusten, um die Krämpfe zu vertreiben! Heute sah ich sie schwankend den Pallisaden entlang dem Thore zugehen. Auf einmal sinkt sie ein und ich eile hinzu, um sie aufzuheben, ihre Büffelhaut um ihren nackten Körper zu wickeln und sie in das Fort zu tragen. Ihr Leib scheint mir zu hell für pur sang indien. Stirbt eine Alte, so ist niemand da sie zu begraben als wir, haben schon zwei in durchstochenen Büffelbooten den Fluss hinab gesandt und dort versinken lassen.

24. August. Wieder eine Alte im Dorfe gestorben; sie hat sich ausgehungert, weil sie gesehen, dass sie ihrer Familie nur zur Last sei; an Nahrung fehlte es ihr nicht, aber sie verweigerte dieselbe hartnäckig. — Dorson und Beauchamp wollen morgen wieder fort; das Spital, das trockene Fleisch, die Muskiten sind nicht nach ihrem Geschmacke . . . . .

25. August. Die Kanadier brauchen in ihrem Patois zwei sonderbare Ausdrücke, die mir bis jetzt unbekannt waren: Jongler, zwischen Vorsätzen schwanken, se tanner, sich für etwas quälen.

26. August. Die grosse Opferstätte, welche der Sonne und dem Mond geweiht ist, gezeichnet: ein Kreis von Feindes- und Büffelschädeln um einen bemalten Büffelschädel in der Mitte, auf einem kleinen Erdaufwurfe. Vor jedem Schädel steckt ein weisses Flaumfederchen an einem Stäbchen; neben dem Schädelkreise stehen zwei Stangen, an denen gegerbte Bärenfelle hangen. Oben an der Stange sind Reisigbündel befestigt; über dem einen Bündel liegt eine Pelzkappe, zum Zeichen des Mannes, das andere soll die Frau vorstellen, nämlich Sonne und Mond. Auch Totengerüste gezeichnet.

Zwei junge Weiber hatten sich bei mir einquartiert, um nicht der Witterung ausgesetzt zu sein; denn es weht ein heftiger kalter Ostwind; nachts hatte es stark geregnet und die guten Weiber wussten nicht wohin sich flüchten, denn ins Dorf wollten sie nicht. Die eine ist die Schwester des Loup courte queue und die Frau des Tête jaune, welcher sie mit den Buben zurückgelassen, um seine Mutter zu besorgen, die jetzt gestorben ist. Die andere ist die schon erwähnte Blinde, auch eine junge Frau, im Stiche gelassen von ihrem Manne, seit sie durch eine Krankheit das Sehlicht verloren. Faute de mieux muss man sich mit solcher Gesellschaft begnügen.

Auch das jetzt unbewohnte Dorf besucht; der Eingang zu den Hütten war verrammelt; sah auch das Fass, welches die Arche vorstellen soll. Zwischen den Erdhütten stand auch ein kleines Blockhaus, das fassähnliche Gestalt (sehr getreu in des Prinzen Max von

Wied Buche dargestellt), befand sich aber nicht auf dem Hauptplatze, sondern auf einem kleineren, wahrscheinlich im Gebiete der Mandanen, denn die Sage der Herantsa weiss von keiner Sündflut; dies wäre also bei ihnen ein Widerspruch.

28. August. Diesen Morgen hat der Anblick von sieben Büffeltieren auf dem Wege nach Fort Clarke das Einerlei unseres Spitals in etwas gehoben; durch unsere Ferngläser konnten wir ihr hohes Alter bemerken; es waren nach hiesigem Ausdruck Cayaks, d. h. solche, die von den jüngern Stieren weggeboxt werden und sich keiner Herde von Kühen mehr nähern dürfen. Solche Abgeschiedene leben denn auch in kleinern Trupps beisammen; ihr Fleisch aber ist nicht gesucht.....

29. August. Der alte Gagern vom Oppositionsfort heute von den Rihs zurück; er sagt, acht derselben seien in einer Nacht an derselben Krankheit gestorben, die hier herrschte und Cholera genannt wird: heftiger Durchfall mit Krämpfen, gewöhnlich Tod nach wenigen Stunden.

Gagern hat den Unsinn begangen, seine Rihfrau von hier nach dem Fort Clarke zu flüchten und dadurch im Rihdorf die Krankheit verbreitet. Gagern musste sich nachts flüchten, als er die Folgen seiner Unbedachtsamkeit erkannte (Dorsön glaubte doch auch, es sei vom Oeffnen seiner Waren die Cholera ausgebrochen; vielleicht war ihm Gagerns Ankunft willkommen, um die Schuld auf die Opposition zu werfen!) Auch die Rihs haben zum Teil das Dorf verlassen und das Weite gesucht. Sah heute zum erstenmal den jungen Wolf herumlaufen, den ein junger Indianer letztes Frühjahr mit einem Stricke an seinen Rückenmuskeln befestigte und in der Prairie herumzog, um sich an Schmerzen zu gewöhnen. Da der junge Wolf bald herum sprang, bald stehen blieb, bald in Sätzen davonlaufen oder durch Reissen sich losmachen wollte, so kann man sich den Schmerz vorstellen. Ein anderer schleppte auf diese Weise elf Büffelschädel mit seinen Rückenmuskeln eine Meile über die Prairie. Hinter dem Fort steht ein besonderes Gerüst, an welchem sich zur Zeit der Jagd oder Kriegsopfer die Männer aufhängen, quälen und fasten, die jungen Bursche sich durch Schmerzen und Entbehrung zum blutigen Handwerk vorbereiten müssen.

Gegen Sonnenuntergang kamen vier Büffelstiere auf die Sandbank, um auf diese Seite des Flusses zu gelangen; da das Ufer auf dieser Seite hoch und steil war, so purzelten sie mehrmals hinunter und vertieften sich immer mehr in den Schlamm. Während ich mich über sie lustig machte, hörte ich einen Flintenschuss. Meinen Kopf

umdrehend, sah ich einen Indianer dahersprengen — es ist la Queue rouge. Seine Frau auch gestorben, seine Tochter noch krank, was ihn aber nicht sonderlich traurig zu stimmen scheint. Die Herantsa haben drei Banden gebildet und sind sehr weit oben am Kniferiver und Umgegend. Die alten Leute seien den Fluss herab zu uns gesandt worden, da sie den Lagern nicht zu Fuss folgen konnten und die Pferde sonst notwendig zu gebrauchen waren. Von einem Banneret oder jungen Indianer erzählte la Queue rouge, wie er seine Flinte mit zwei Kugeln lud, als er eine Gruppe wilder Kirschbäume fand, vor denselben seinen Kriegsgesang anstimmte, sie dann als Feinde höhnte, dann paff auf sie schoss und unmässig von den Kirschen zu essen anfang, im Wahne seine Medizin hätte sie unschädlich gemacht. Noch den gleichen Abend war er eine Leiche. Seit die Herantsa fort sind, starben noch 17 Personen.

30. August. Da sich unser Spital eher vermehrt als vermindert, indem wieder alte Weiber mit kleinen Mädchen den Fluss herunter zurückkommen, so werden meine Aussichten für längeres Dableiben nicht besser. Bin daher ins höhere Kornfeld gegangen, um das Fort zu zeichnen und beendigte die angefangenen Zeichnungen von Opfer- und Totengerüsten. Hätte ich nur Büffel und Hirsche, Elke und Bären studieren können, für den Rest würde ich mich nicht plagen. Antiken habe ich einstweilen genug.

\* \* \*

*Soweit reicht das im Fort Berthold geführte Tagebuch; am 5. September schreibt Kurz bereits von Fort Union aus, das er nach viertägigem abenteuerlichem Ritt mit Bellangé erreicht hatte. Diese interessante Episode wird in der schweizerischen Rundschau veröffentlicht werden. Hier hingegen wünsche ich noch Raum zu erübrigen für zwei wertvolle Anhänge, welche Kurz neben mehreren anderen seinem Tagebuch meistens später als Exkurse mit Berücksichtigung der einschlägigen Litteratur beigefügt hat.*

---

## Anhang I.

### Ueber die Zeichensprache der Indianer.

1. *Weib, Mädchen.* Man streicht mit den Händen zu beiden Seiten des Kopfes herab, um das lange Haar anzudeuten.
2. *Mann (Indianer).* Die Fäuste werden auf der Stirn voreinander gehalten, zum Zeichen des Haarknaufes der Männer in der *petite tenue*.
3. *Weisser Mann.* Man bringt die Fäuste mit ausgestreckten Daumen vor der Stirn gegen einander und beschreibt eine Linie gegen die Ohren, was den Hut vorstellt.
4. *Halbindianer.* Erst wird mit der Rechten vom Brustknorpel nach der rechten Brustwarze gestrichen, dann das Zeichen eines «Weissen» gegeben; dann folgt die gleiche Bewegung mit der Linken vom Brustknorpel nach links, dann das Zeichen eines Indianers = halb weiss, halb indianisch.
5. *Freund, Kamerad.* Man bringt beide Zeigefinger dicht neben einander, horizontal nach vorn.
6. *Bruder oder Schwester.* Das erste Glied des ausgestreckten Zeige- oder Mittelfingers bringt man in den Mund = an der gleichen Brust gesogen.
7. *Gatten.* Zeichen wie *Freund*, dann bringt man den rechten Zeigefinger über den linken.
8. *Ich.* Man schlägt sich mit der rechten Hand ein- oder zweimal auf die Brust.
9. *Mein.* Man drückt die rechte Hand gegen die Brust.
10. *Du.* Man zeigt mit dem rechten Zeigefinger auf die Person.
11. *Dein.* Mit der rechten Hand zeigt man auf die Person.
12. *Mein Kind.* Zeichen von *mein*, dann bringt man die Hand abwärts, senkt sie bis zu den Geschlechtsteilen, von da vorwärts = aus meinem Leibe kommend.
13. *Ich bin ein Krähenindianer.* Das Zeichen von *ich*; dann streckt man beide Arme nach beiden Seiten horizontal aus- und vorwärts, aber nicht steif, bewegt dann die Arme auf- und abwärts wie Flügel.
14. *Sioux.* Das Zeichen von Halsabschneiden.
15. *Zelt, Haus.* Die linke Hand hält man gewölbt vor sich und fährt mit der Rechten, Finger nach vorn, von oben nach unten, unter der Wölbung der Linken durch, weil man sich bücken

muss, um in ein indianisches Zelt zu treten. (*Zelt* wird speciell mit gegen einander schief aufwärts gehaltenen Händen bezeichnet). Das gleiche Zeichen bedeutet auch das Hineingehen, nur muss zuerst noch das Zeichen der Person, ich, du u. s. w. gegeben werden.

16. *Berg*. Die linke Faust hält man vor sich und streicht mit der rechten Hand darüber einmal auf- und abwärts.
17. *Fluss*. Mit dem rechten Zeigefinger werden die Krümmungen eines Flusses beschrieben.
18. *Sonne*. Daumen und Zeigefinger der Rechten werden so gebogen, dass sie einen Kreis bilden, und damit wird nach dem Zenith gezeigt.
19. *Tag*. Dasselbe Zeichen der Sonne bewegt man über sich im Bogen, das Gehen der Sonne anzudeuten.
20. *Sonnenaufgang*. Mit dem Zeichen der Sonne wird nach Osten gezeigt und mit einem kleinen Ruck nach oben das Erheben über den Horizont angedeutet. Das gleiche umgekehrt nach Westen bezeichnet den *Sonnenuntergang*.
21. *Mittag*. Das Zeichen der Sonne wird hoch über dem Scheitel, im Zenith, in einem kleinen Bogen von Osten kommend, gehalten.
22. *Mond*. Mit Daumen und Zeigefinger der Rechten wird ein Halbmond gebildet und damit gegen den Himmel gezeigt.
23. *Prairie*. Die beiden Hände werden flach neben einander, aufwärts, vor sich gehalten, dann horizontal von einander entfernt, die Fläche beschreibend.
24. *Messer*. Die linke Hand wird gegen den Mund gebracht, wie wenn man ein Stück Fleisch hineinschieben wollte, mit der Schärfe der ausgestreckten rechten Hand wird nun im leeren Zwischenraum zwischen der Linken und den Zähnen sägenförmig durchgeschnitten.
25. *Axt*. Man schlägt mehrmals mit der Schärfe der ausgestreckten rechten Hand auf die innere Fläche der ausgestreckten Linken.
26. *Tomahawk*. Indem man die Arme kreuzt, wird die ausgestreckte rechte Hand nach abwärts gedreht, weil der Tomahawk im linken Arm getragen wird.
27. *Decke, Robe*. Man kreuzt die Fäuste über der Brust und drückt die Ellenbogen an den Leib, wie wenn man sich einhüllte.
28. *Kleid, Hemd, Tunika*. Mit etwas ausgespreiztem Zeigefinger und Daumen wird auf beiden Seiten des Oberkörpers in gerader Linie bis zu den Rollbeinen hinuntergefahren und da zur Be-

- zeichnung des *männlichen* Hemdes schroff angehalten, während für das längere, *weibliche* Hemd eine Bewegung nach unten gemacht wird.
29. *Hosen*. Zu beiden Seiten der Beine wird das Anziehen der Hosen angedeutet, bei den männlichen über die Kniee herauf, bei den weiblichen (*pantelettes*) bloss bis zum Knie.
  30. *Schuhe*. Man streicht mit der Hand über den Fuss hin und her, von vorn nach hinten.
  31. *Bogen*. Man streckt den linken Arm samt der Faust gerade aus und thut mit der Rechten, als ob man den Bogen anziehen würde.
  32. *Tasche*. Man schiebt die vier Finger der Rechten ohne den Daumen zwischen den letztern und die vier Finger der Linken hinein.
  33. *Pferd*. wie *reiten* (68) ohne das *Gehen*.
  34. *Esel*. Man streckt beide Hände über die Ohren aufwärts und bewegt sie vor- und rückwärts.
  35. *Büffel*. Mit einem Ruck werden die Fäuste mit halbgekrümmtem Daumen und Zeigefinger über die Ohren an den Kopf gesetzt, Zeigefinger aufwärts, kleiner Finger auswärts.
  36. *Elk*. Beide Arme werden neben dem Kopfe hoch emporgestreckt.
  37. *Cabri*. Mit der Rechten fährt man am Hinterteile flach nach hinten auswärts.
  38. *Hirsch*. Für den weisschwänzigen wird mit der rechten Hand mehrmals vor dem Gesicht hin- und hergefahren; für den schwarzschwänzigen bringt man die Linke am Hinterteile nach auswärts wie einen Schwanz.
  39. *Bighorn*. Zu beiden Seiten des Kopfes werden die Windungen der Hörner beschrieben.
  40. *Biber*. Mit dem Rücken der Rechten wird einigemal auf die Palme der Linken geschlagen.
  41. *Skalp*. Mit der Linken werden die Scheitelhaare angefasst, dann mit der flachen Rechten über der Stirne weggeschnitten.
  42. *Feuer*. Die etwas gespreizten Finger der Rechten werden mehrmals aufwärts gerichtet, herauf und hinunter bewegt.
  43. *Rauch*. Während die Nase gerümpft wird, reibt man die Finger der beiden Hände flach gegen einander, indem die Hände zugleich in die Höhe gehen.
  44. *Pulver*. Der Daumen und Zeigefinger einer Hand reiben sich einige Zeit.
  45. *Arznei*. Mit einigen Fingern der Rechten wird in der hohlen Linken herumgerührt, dann in diese hineingeblasen.



46. *Wakonda, grosser Geist.* Man bläst in die rechte Hand, bildet dann die Faust und streckt sie in die Höhe und bewegt sie um ihre Achse, wobei der ausgestreckte Zeigfinger nach dem Zenith weist; oft wird auch gegen die Erde gezeigt.
47. *Chef.* Man streckt den rechten Arm aufwärts mit dem Zeigfinger hoch hinauf, gegen den Himmel zeigend.
48. *Tabakpfeife.* Die leichtgeöffnete Faust der Rechten wird mit dem Rücken abwärts, Daumen nach vorn, vor den Mund gebracht und so schief nach unten vorwärts und rückwärts geschoben.
49. *Glasperlen.* Mit den Spitzen der Rechten wird an der äussern Seite des linken Arms gerieben; gewöhnlich geht am Lederhemd ein breites Band mit solcher Verzierung vom Hals über die Achsel bis zur Hand.
50. *Rede.* Die flach gehaltene Rechte, innere Seite aufwärts, wird vor den Mund gebracht und einigemal langsam vorgeschoben.
51. *Lüge.* Man spreizt Zeigfinger und Mittelfinger und bringt sie in den Mund, die gespaltene Zunge vorstellend.
52. *Gut, gesund.* Die rechte Hand wird von der Brust auswärts geschwenkt.
53. *Krank.* Die rechte Hand wird mehrmals von dem Unterleib nach abwärts geschwenkt.
54. *Tot.* Nach dem Zeichen des *Schlafs* (64) wird die Rechte nach abwärts geschwenkt.
55. *Schön.* Die rechte Hand wird vor dem Gesicht von der Stirn abwärts gegen das Kinn, dann nach auswärts gebracht.
56. *Viel.* Man bringt beide Hände mit ziemlich gestreckten Armen vor sich aneinander und beschreibt von da divergierend einen mehr oder weniger grossen Halbkreis.
57. *Sehen.* Mit dem rechten Zeigfinger wird von den Augen abwärts gedeutet.
58. *Hören.* Mit dem rechten Zeigfinger wird an den Gehörgang gezeigt.
59. *Riechen.* Man rümpft die Nase und zieht stark den Atem.
60. *Essen.* Mit der hohlen rechten Hand wird das Einschieben der Speise in den Mund mehrmals dargestellt.
61. *Trinken.* Man bringt die hohle Rechte vor den Mund und schlürft so.
62. *Schwatzen.* Der Rücken der Rechten wird vor den Mund gebracht und mit den Fingern nach vorn geschneilt.
63. *Schlafen.* Der Kopf wird seitwärts auf die Rechte gelegt, die Augen geschlossen.

64. *Gehen*. Man bringt beide Hände vor sich voreinander, die Finger nach oben, und bewegt die rechte Hand in gerader Richtung vorwärts und lässt die Linke ruckweise folgen, schnell oder langsam, je nachdem man das rasche oder langsame Gehen darstellen will.
65. *Reiten*. Der ausgespreizte Zeige- und Mittelfinger der Rechten wird über den ausgestreckten linken Zeigefinger rittlings gesetzt; dann das Zeichen von *Gehen*.
66. *Schreiben, Malen*. Mit dem rechten Zeigefinger wird auf die linke Palme gekritzelt.
67. *Schiessen*. Man berührt mit den Fingerspitzen den Daumen und schnellt sie ein- oder mehreremale vorwärts.
68. *Nachdenken*. Man verschränkt die Arme, bringt den einen Zeigefinger hart an den Nasenflügel derselben Seite, und senkt den Kopf dabei.
69. *Erstaunen*. Man bringt eine Hand dicht vor den Mund, denselben verschliessend.
70. *Horchen*. Die rechte Hand wird hohl hinter das rechte Ohr gehalten, dabei der Kopf mehr nach vorn gerichtet.
71. *Bleiben*. Mit der rechten Hand macht man vor sich mit Nachdruck eine Bewegung nach unten und hält da einen Augenblick ruhig an.
72. *Schneiden*. Wie *Axt*, mit dem Unterschiede, dass mit der Rechten nicht auf die Linke geschlagen, sondern mehrmals darüber weggezogen (nicht gesägt) wird.
73. *Ja*. Man nickt mit dem Kopfe.
74. *Nein*. Man schüttelt den Kopf.
75. *Verstehe nicht*. Die Rechte wird vor dem Ohre mehrmals auswärts geschwenkt.
76. *Ich will nicht*. Man zeigt den Rücken der rechten Hand.
77. *Rechts*. Die rechte Hand wird nach vorn ausgestreckt und parallel mit dem Boden neben der rechten Hüfte nach auswärts bewegt.

## Anhang II.

### Indianische Sprachproben.

#### Einleitung. Bemerkungen über meine Sprachproben.

Das Niederschreiben indianischer Sprachen hat sehr grosse Schwierigkeiten. Vorerst sind die Indianer durch keine Schrift an eine fixe Aussprache gebunden: der Sprachgebrauch kann sich verändern wie jeder andere Gebrauch, daher man oft in Verlegenheit kömmt, die richtigen Buchstaben für die unbestimmten Laute zu finden, z. B. *d* oder *n*, *m* oder *u* oder *w*, *w* oder *u*, *w* oder *r*, *g* oder *k* u. s. w. Dann ist es oft schwer, einem Indianer, von welchem man die Worte erhält, das Gewünschte verständlich zu machen, indem man sich bloss der Zeichensprache bedienen kann, die nicht immer ausreicht und hauptsächlich nicht speciell, nicht ausführlich genug ist. Dass man auch bei gebildeten Tradern, die einer gewissen Indianersprache vollkommen mächtig sind, irre geführt werden kann, beweisen meine Sprachproben der Mandans, welche oft von denen des Prinzen von Wied<sup>1</sup> ganz verschieden sind, trotzdem sie aus dem gleichen Munde, nämlich dem des Herrn Kipp herrühren. Es scheint, unser Gehör muss sehr verschieden sein; denn ich darf mich nicht neben einen so berühmten, gründlichen Reisenden stellen, und doch darf ich annehmen, die Mandanworte richtig niedergeschrieben zu haben, da ich sie Herrn Kipp und seiner Mandanfrau immer wiederholen musste; es war ihm sehr daran gelegen, nicht nur seinem Freunde Mitchell, Indian agent in St. Louis, eine Gefälligkeit zu erweisen, sondern auch vor den Gelehrten mit seinem eigenen Namen einstehen zu können. Die Unterschiede unserer beiden Sprachproben müssen daher durch dritte Personen gerichtet werden. Da ich bei den Mandans nicht gewohnt habe, daher meine Sprachproben von denselben bloss aus *einer*, übrigens der gleichen Quelle herrühren, würde ich mich sogleich als der im Irrtum Befindliche unterziehen, wenn sich nicht bei den anderen mir besser bekannten Sprachen ebenso grosse Verschiedenheiten zwischen dem Prinzen von Wied und mir gefunden hätten, Verschiedenheiten, bei denen ich durchaus gewiss bin, recht zu haben, indem ich die Worte hundertmal gehört und selbst täglich gebraucht habe, wie z. B. in der Herantsasprache *mi-e*, Weib, beim Prinzen *bi-a*; *itsiu-schugga*, Pferd, beim Prinzen *Eisoh-waschukka*; *machbitsi*, Bär — *lachbitzi*;<sup>2</sup> ferner im Assiniboin:

<sup>1</sup> Maximilian Prinz zu Wied, Reise in das innere Nord-Amerika in den Jahren 1832 bis 1834 (2 Bände, 1839, 1841). Zweiter Band. Koblenz 1841.

<sup>2</sup> a. a. O. p. 568, 586.

tandoh, Fleisch, beim Prinzen tano; menie atagans, trinken — menat-kinke: wuijah, Weib — Huina u. s. w. u. s. w.<sup>1</sup>

Bei der Iowäsprache haben mir am Ende, als ich, durch Witthae unterrichtet, bereits ordentlich zu sprechen anfang, die Männer vorgehalten, ich rede wie ein Weib; die Aussprache und Ausdrucksweise der Weiber ist nämlich nicht immer die gleiche wie bei den Männern; jene brauchen weichere Buchstaben für *r*, *y*, *t* u. s. w. (nach Schoolcraft kommen solche Verschiedenheiten der männlichen und weiblichen Ausdrucksweise auch bei den Ojibwäs vor).

Um die Namen der Farben zu erhalten, hat es bei den Indianern auch öfters seine Schwierigkeit, da sie dieselben selten bloss als Adjektiv anwenden, sondern gewöhnlich als Anhängsel zu einem Hauptworte, wie Erde, Farbe, selbst Blanket, Rassade u. s. w. Ferner gebrauchen die Indianer beim Nennen ihrer Körperteile das Wort *mein*, bei anderen Gegenständen *es ist*. Bei solchen Fällen ist man bloss durch nähere Bekanntschaft und Studium der Sprache im stande, den eigentlichen Ausdruck ohne Zugabe zu erhalten.

Mit der deutschen Sprache kann man den indianischen Lauten am nächsten kommen, da unser *u*, *k*, *r*, *a*, *e*, *ch*, *sch*, *ü*, *h* u. s. w. beständig vorkommen. Aus dem französischen kann man die Nasenlaute *an*, *on* und hauptsächlich das *gue* brauchen. Die englische Sprache ist zum Niederschreiben der indianischen Laute ganz untauglich, man nehme denn eine Menge von neuen Zeichen an; das einzige *th*<sup>2</sup> konnte ich anwenden, um den Laut *ts*, mit der Zungenspitze zwischen den Zähnen ausgesprochen, wiedergeben zu können. *Kursiv* gedruckte Silben, wie *an*, *on*, müssen *nasal*, wie im Französischen, gesprochen werden, z. B. *chan* ähnlich wie *chang*; ebenso ist *gue* französisch auszusprechen; das *e* allein als Vokal einer Silbe gibt das deutsche *e* in der Endsilbe *en* oder *et*. Das französische *j* brauchte ich deswegen nicht, um keine Verwechslung mit dem deutschen *j*, das sehr häufig ist, herbeizuführen. Da wir Schweizer das *k* härter, das *ü* weniger wie *i* als die Rheinpreussen aussprechen, so kommt das *kk* und *ü* bei mir selten vor, das *k* gebe ich öfters mit *q* ohne *u*, wo der Laut etwas weicher gegeben werden soll.

\* \* \*

*Leider sind die Accente in den Aufzeichnungen meines Oheims fast gar nicht angegeben; es finden sich nur schwache Ansätze dazu. Ich muss deshalb von einer Bezeichnung derselben ganz absehen und in dieser Hinsicht auf das Werk des Prinzen zu Wied verweisen, wo die Accentuation sehr genau angegeben ist.*

<sup>1</sup> a. a. O. p. 475, 477, 478.

<sup>2</sup> θ (theta) im Griechischen, *dhal* im Arabischen.

## A. lowäsprache (Pachotschi).

### 1. Substantiva.

<b>a</b> antsche	sein Vater	hintumi	meine Tante
antschehi	der Vater	hinscheka	mein Oheim
antsche-hinje	Agent	hintoske	mein Neffe
agratsche	Arm	hintoskemi	meine Nichte
asch-gutsche	Hinterkopf	hi jingue	mein Sohn
acho	Flügel	hi jungue	meine Tochter
aruntsche	Profil, Seite	hintaga	mein Enkel
agutta	Beinkleider (weib-	hintagami	meine Enkelin [der
agutsche	Schuhe [liche)	hi-i-na	mein ältester Bru-
agutsche-ikali	Schuhriemen	hi-ju-na	meine älteste
awuoka	Armring		Schwester [der
ajantschi	Bettvorhang	hinthungue	mein jüngerer Bru-
ajan irarake (o-mi-	Bett	hintanje	meine jüngere
aminna [je)	Sitz, Stuhl		Schwester
ahemachschi	(hoher) Berg	hintami	meine Frau
akinwenu	Wettrennen	higran	mein Gemahl
aarschie	Kreuz (im Karten-	higru	erster Sohn
	[spiel)	hena	zweiter Sohn
<b>b</b> eta	Frühling	haka	3. 4. etc. Sohn
		hinu	erste Tochter
<b>c</b> hra	Adler	hathika	3. 4. Tochter
Chra-manje	N.pr. (der schreiten-	hinak jingue	altes Weib
chrawe	Wald [de Adler)	houwe-wakonta	Sonntag
chato	Gras	— rochre	Montag
chrichri	Eiterbeule	-- inuwe	Dienstag (2. Tag)
		— itani	Mittwoch (3. Tag)
<b>d</b> ihu	deine Mutter	-- itowe	Donnerstag (4. Tag)
diku	deine Gross- oder	— ithathom	Freitag (5. Tag)
	Schwiegermutter	— isaque	Samstag (6. Tag)
detuka	dein Gross- oder	Houwe pimme	N. pr. fem. (schöner
	Schwiegervater		Tag)
dawue	Biber	Hauhe wahi	N. pr. (der listigste
Dutsche	Krähenindianer	Hikabo	Kikapoos [Mann)
detua	Nabel	hanhe	Nacht
drehke	Schenkel	hethika	Biene, Wespe
dreh	penis	homa	Elk
danje	Tabak	hi	Zähne
danomon	Tabakpfeife	ho	Stimme
danji weyomi	Cigarre	honcha	Nase
decherusie	Trommel	hu	Bein
dukri	Blitz	huro	Wade
daje	Name	hatsche	Unkraut, Mist
		hathel	Beeren
<b>e</b> tschin-mingue	Mädchen	hastsche	Erdbeeren
ehu	seine Mutter	hamiska	Rettig
eku	seine Gross- oder	ha	Faden
	Schwiegermutter	hiwue	Kitt, Leim
etuka	sein Gross- oder	hiwuaggotsche	Stecknadel
	Schwiegervater	horuthe	Netz
ekie	Klammer	hochue	Wiege
		hokantu	lariat (Lasso)
<b>g</b> repreirawu	10 Cents	hachotsche	Pulver
		hotsche	Höhle
<b>h</b> inka	mein Vater	homi	Gestank
hihna	meine Mutter	hou!	Gruss (Ausruf zur
hintuka	mein Gross- oder		Aufmunterung)
	Schwiegervater	<b>i</b> nnuni	Bruder
higkunje	meine Gross- oder	itschinto jingue	Jüngling
	Schwiegermutter	itschich unjingue	junges Weib

ithinto	verstorbener Bru-	kirapahe	Eckstein (im Kar-
i	Mund [der	kogge	Kasten [tenspiel)
ischta	Auge	<b>mi</b> ha	2. Tochter
is-tahi	Augenwimpern	mihungke	Jungfrau
i-ku	Kinn	miche	Gans
i-ha	Lippen	miche gachini	grosse weisse Gans
iretsche	Schultern	miche sewn	kleine Gans
itoke	Ellenbogen	mich singue	Ente
intsche	Gesicht	misreke }	Fuchs
ihi	Bart	misteke }	Fuchsindianer
ihro	Brust	Misteke	schwarzer Bär
itungue	Ratte	muntsche	Grizzlibär
ikihua	Kamm	muntoh	Stinktief
inthue	Axt	mungke	Kaninchen
inthue hibrake	Tomahawk	mischtschingue	Decke
jutsche	Flinte	mi	rotes Tuch
— aahatsche	Zündkapsel	mi-preke	blaues Tuch
— uhachatsche	Schloss	min-to	Büffelhaut
— reke	Halm	miskowe	Messer
— irute	Zunge	maali	Bogen
— irute uakua	guard (Bügel)	mantu	Bogensack
— choju	patch box (im Kol-	matugwadde	Pfeil
— wirayoake	Ladstock [ben)	mon	Pfeilspitze
— wirawuata	vordere Mücke	mahutsche	Bogensehne
— wirawuata o-		montu	Köcher
— kinska	hintere Mücke	monju	Eisen
— firetsche	Kolben	manthe	Kugel
— irawuatake	Schraube	monteme	Ladung
— mande	Lauf	montuin	Maultrommel
— non	Schaft	monthe jouwe	Nadel
— wike	Tragband	monthiko	Geld
Ischnanwosik	N. pr.	monteka	Dollar
Ischta mantugra	N. pr. (eiserne Au-	monteka jonki	1/2 Dollar
	gen, Brillen)	monteka ukitreh	eiserner Ofen
jom	Schlaf	monte utakohi	Spiegel
isnontschie	Menstruation	monte kitowa	Zaum
ihechschi	Schnupf	manthirawe	Krug
i-atatschi	Felsen	mahapere	Haue
idoschutsche	Fieber	meke	Schelle [tenspiel)
ikirare	Farbe	mankarara	Schaufel (im Kar-
itsche	Wort	mihn-thu	Feder
itsche broke	Sprache(alleWorte)	mansun	Federkiel
itsche brethe	Dolmetscher	mansun hutsche	Federspule
itakohe	Zündhölzchen	maschu	Jahreszeit
irowante	Schatten	ma	Erde
ireske	Knauf	maja	Feld [Erde)
iha	Leben	mahe	Chromgelb (gelbe
ihrowe	Belohnung	mah-hati	Vermillion
irawntake	Einzäunung, Ein-	mah-schutsche	Insel
	fassung	maisdnanke	Wolke [Wolke)
indo }	Stein	mahu	N. pr. (die ziehende
inro }		Mahu-manje	Grab
<b>k</b> reta	Falke	miche	Erdreich
kokota	Schwein	monha	Landwirt
Kizeremme	N. pr. fem.	mungke	Fett, Speck
Kirutsche	N. pr. (er isst sich,	mingri	Medizin
	d. h. was ihm ge-	monka	Kaffee
Kennachuk	N. pr. [hört)	mankanthmon	blauer Vitriol
kan	Blut	mungskato	Heimweh
ka	Sehne, Ader	mahire	Wahrheit [spiel)
kio	Wunde	minke	Herz (im Karten-
k. k. oke	Donner	mintsche auhe	

Mantunke	Weisser	niukiuwa	Kuss
Mantonkokenje	Franzose	Nomewa	N. pr. Schawanesen
Mohichane (Mahi- chanje)	Amerikaner	Niju-manje	N. pr. (der ziehende Regen)
Maehsithown	Neger	Niukigremme	N. pr. fem.
Metami	N. pr. fem.	Notschimme	N. pr. fem.
Mihachtschi	N. pr. fem. (im Oma-	Njukogreh	N. pr. fem. (im Oma- ha Spiegel)
Mericrim	N. pr. [ha Eins]	nagke	Furcht
Makschemanje	N. pr. (der, welcher hoch einher- schreitet)	<b>oma</b>	Nest
<b>nake</b>	Weib	onje	Bohnen
nantsche, s. antsehe	dein Vater	owe	Durchpass
nantu	Kopf	ohantse	Finsternis
nantuachenje	Esel	otakohanje	Hölle (grosse Flamme)
nantuthue	Haarzopf	<b>pa</b>	Nase
nantutsche	Kopfschmerz	pacheniruta	Nastuch
nantu-choha	Skalp	phathe	Brüste
nointu	Haar	phe	Stirne
nointua	Ohr	paotoarn	Schnabel
nethe }	Zunge	pahi	Stachelschwein
rethe }		papruhe	Fliege
non pawera wato	Zeigefinger	peta	Kranich
non po jingue	kleiner Finger	petsche	Feuer, Licht
non-kinokre	Mittelfinger	pi	Sonne
non-pochanje	Daumen	pi-achewike	Sonnenaufgang
non-schuschunke	Faust	pi-machsike	Mittag
nawn	Hand	pi-kuje	Sonnenuntergang
Nauwachanje	N. pr. (grosse Hand)	pi-reke	Dämmerung
no-suwchsu	Handgelenk	pi-towe	Mond
no-notsche }	Handpalme	pi-kae	Stern
no-neku }		pa	Schnee
nouwata	Fingerhut	panji	Winter, Jahr
nanke	Rücken	piehtisike	Schönheit
natse	Herz	poschke	Höcker
ni	Wasser	puto	Eiche
nientha nechtschie	Quelle	putsche	Eichel
Ni-uchene	Mississippi	pamperike	Halstuch
Ni-schotsche	Missouri	penji	Whisky
ni-apuche	kochendes Wasser	penji-tschutsche	Branntwein
nijon }	Regen	penji-ku	Wein
rihu }		peche	Flasche
nuche	Eis	patsche	Boot [menboot]
nita	Ueberschwemmung	patsche tako	Dampfboot (Flam- Büffelboot)
ni uju	Wassertopf	patsche brake	Ruder
nistonge	Fluss	preteskunje	närrisch, Narr
nerokne	Schamtuch	ponka	Farbe
norochra	Ring	Pachotschie	Iowä
nan	Holz, Baum	Palmji	Pawnee
naue	Blume	Patunka	Komanchen
nanje	Honig	<b>quaingue</b>	Haselnuss
niku	Salz	quachani	Mandeln
nah-jouwe	Geige	<b>rutschingue</b>	Taube
nawno	Strasse	rowatsche	(langes) Hemd
namenie	Wagen	raoki	Stich (im Karten- Diarrhoe [spiel])
nonchamanie	Brücke	rethre	Ueberfluss
nanwadithruhu	Schlitten	rohanke	Pfeife (Flöte)
nerumi	Bohrer	rachnowe	
newakruntsehe	Säge		
nampachetsche	Kirschen		
nanie	Zucker		
nanieke	Zuckerhandel		
niratakogri	Glas		

sungue	Pferd
sungue mingue	Füllen
sungre greche	Schecke
sung-mingue	Mähre
sung-kachere	Sattel
sun-thira-naingre	Steigbügel
sungue tachuahí	Mähne
sung'kiroke	Huf
sung-kenje	Hund (indianischer)
susu	Hund (amerikani-)
scho	Prairiehuhn [scher]
schunte	Wolf
Schunte nischnone	Wolffluss
Schuntan kane	N. pr. (Wolfsblut)
Schuntan tewemeh	N. pr. fem. (schwarze Wölfin)
Schunta ingue	N. pr. (kleiner Wolf)
schuwe	Därme
schaschke	Knie
s-chake	Krallen
schuntje	männliche Steine
s-schuhé	Fenster
s-se	Apfel
s-sechuhé	Apfelfinde
s-sethu	Apfelnern
scheni	Most
schi	Zwiebel
schotsche	Rauch, Staub
schusche	Spass
Soho	Sioux (Dakota)
tšhin-tšhinna	Kind
tšhin-tšhon	Knabe
tšhin-mingue	Mädchen
tota	Krieg
totaha	Anführer
taro	Freund
taska ingue	Schaf
tsche	Büffel
tscheka	Kuh
tscheka-ruhe	Ochsenknochen
tscheka-iro	Ochsenfleisch
tscheka-panje	Milch
tscheka-mingere	Butter
tš'okeni (tšheto)	Büffelstier
tha	Hirsch
tha-chanie	Bock (virg.)
tha-hie	Hirschhorn
thaha	Hirschfell
tostongue	Otter
thingue	Eichhorn
thaggrathake	Papagei
taha	Beinkleider (männ-)
tschehi	Gürtel [liche]
tschehi ugranne	Kopfbinde
tschehi-uphira	Gürtel
tscheche	Pulverhorn
thi	Fuss
thi-roku	Fusssohle
thi-rotsche	Ferse
thi-pha	grosse Zehe
thi-natsche	Fussballen
thi-monje	Fussrücken

thi-ka	}	Fussgelenk
thi-u-sansu		Fussstapfen
thigre		Nacken
thachua		Hals
thaschhe		Gurgel
totsche		Kreuz, Schwanz
thintsche		Saum (genäht)
tšhetsche		Besen
tšhitschike		Brühe
tani		Sommer
taketa		Herbst
tamintä		Same
thu		Kartoffel
to		Wind
thathake		Haus
tšhi		Lederzelt
tšhi-poträtsche		
(thretsche)		
tšhi-oke		Thür
tšhakinuchta		Laubhütte
tšhina		Dorf, Stadt
tšhina-to		im Dorf
thage		Walnuss
tuggeka		Muschel
tuke		Löffel
tšhe-chue		Bindfaden
tšcherita		Zuckertäfelchen
tantsche		Prairie
Thimetai		N. pr. [läufer]
Tharamanje		N. pr. (der Schnell-)
tokeke		Lügner
uangué		Mann
uangue gehi		Anführer
uangue waschosche		Krieger
Untschik okenje		Weisser
Ukitsche		Fremder
utuingue		Katze
uupache		Hinterteil
ujeh		puđenda fem.
upratre		Narbe
ukirujang-kena-		Mündung eines
hata		Flusses in einen
		andern
Ummeho		Omahas
Usinthe		N. pr.
Uhante		N. pr. (Dunkelheit)
Uotschetsche		N. pr. (er sucht)
wantaha [sche]		Schwiegersohn
wahitsche (wecht-		Schwester
waja jingue		alter Mann
wori		Verwandter
wajekanje		Truthahn
wajingue chutsche		Huhn
wajing'itsche		Ei
wokakenje		Hühmerschlange
wuanuntsche		ein Tier
watsche		Unterrock
wonoje		kurzes Hemd
winqu jingue		kleine Perlen
wannob-i-ka, wan-		
janpi		grosse Perlen



winthoch thingue	Ohrringe	watwa	Kürbis
wokrage	Hut, Kopfputz	wete	Brei
withintsche	Peitsche	witoche	Indigo
wiokre	Lanze	wahami	Aehre
wiah-luke	Gabel	wathi	Galle
wathke	Schale, Teller	wikunta	Mass, Yard
wiju	Werkzeug, Waffen	wochta	Ruhm
wiskatsche	Spielzeug	woschka	Sitte, Gebrauch
wikahi	Strick	wuakuntse	Lehrer
wikoge	Trommelschlägel	wuanahe	Geist
wiritutta	Schere	wuanahe-piskunje	der böse Geist, Teu-
woju	Sack	wawaggache	Buch [fel]
woju-chroke	Tragsack	wirukana	Meinung
wakachuta	Schlangenhaut	Wakonta	Gott
wuoe	Kette	Witthae	N. pr. fem. (Gipfel)
wiwuaja	Seife	Waki-wantsche	N. pr.
wahi	Strickwolle	Wahotami	N. pr.
waruperapera	Papier, Spielkarten	Wananthuntsche	N. pr., ein Gewes-
waju	Tisch		ter (Gereister)
wiratta	Fernrohr	Wahmsstunke	N. pr.
wirattakan	Lichtstock	Watota	Otoes
wuawuatsche	Seidenbänder	Woracha	Pottowatomies
wapuke	Mehl	Wuotschimme	N. pr. fem. (im
tutscho-wapuke	Brot		Omaha die Alte)
widowasike	Kork	waschike	Volk, Person
warotante	Mais	Waschikokenje	Indianer
woto	Rippe		

## 2. Adjectiva, Adverbia und Numeralia.

<b>a</b> chuata	arm	<b>h</b> ingue	jung
antha	schnell	hagunu	eilig
aratsche	links	humpekire	schnell
akita	nachher, später	hinako!	nein!
agrita	hinüber	hamrutta	morgen
arutsche	drüben	hauweki	heute
arakranta	vorbei	haari	weit
aske	nahe	hachta	rückwärts
aqiwuata	alle	heta ike	auch
		hanigure	hurtig
<b>b</b> i	fett	<b>i</b> statsche	schläfrig
broke	alle	ichogge	zornig
<b>e</b> hanje	dick, breit	jingue	jung
chanjeke	es ist gross, breit	itawere }	
criko	offen	jake }	alt
chroske	leer	jaadi	weit
chuatschike	mager	ita	dort
chareke	rauh	idoake	zuletzt
chri	wund	iskeke	ähnlich, gleich
chwanje	verloren	ischtahotsche	blind
chranji	hungrig	inthu	der erste
<b>d</b> ide	neu	<b>k</b> iu	und
dä	schlaff	ko-o	gerade jetzt
<b>e</b> schtake	hinüber	kunta	gegen
<b>g</b> anie	mehr	kaju	genug
goschita	dort	kuji	herunter
gasennike	zu spät	kuje	niedrig
gasung	genug	kera	klar
		kiroskunje	reutig
		kiktsawenje	auferstanden

<b>maschtsche</b>	warm (vom Wetter)	thretsche-tanwa	} gross
manisnuje	lahm	— tanake	
mingrahe	schnell	tsapetachtsche	gescheit, weise
manhasno	schmutzig	tanjengue	betrunken
manto	nass	tanjengue skunje	nüchtern
mumpkri	über, oben	tukiran	wenig
mungreta	oberhalb	thihsche	seit langem
mungata	an, da	thita	vormals
manchsi	herauf	thuka	rein
mingke	wahr	toke	nass
maksche	hoch	tshotsche	rot
<b>nankeri</b>	hinten	thaa	weiss
niengue	nichts, kein	ti	gelb
nathta	sauer	to	blau, grün (pangkato blaue oder grüne schwarz [Farbe])
nichogriki	bös	thewe	schwarz [Farbe]
<b>ota</b>	einige	theke	faul
<b>pi</b>	gut	tscheta	schwer
pike	sehr gut	thihe	hart
kipi	besser	tshotsche	rauchig, neblig
are pi	es ist gut	tschitschita	lange her (vor lan- ger Zeit)
pitanachtsike	} schön	tana	wie viel?
pichtike			tanta
periche	stark	tata	wann?
pericheskunje	schwach	tschesna	dies allein
pahi (thike)	scharf	tori	vorn
pahiskunje	stumpf	torita	vorher
putte	trocken [Farbe]	toriki	bald, nachher
pangkato	grüne oder blaue	<b>usto</b>	rechts
pothretsche	der Länge nach	ukisike	krank
preteskunje	dumm, närrisch	urutha	schnell
piskunje	schlecht	utrache	spitz
<b>rohan</b>	viel	uju	voll
rohantsike	zu viel	uhante	dunkel
ruhe	weg	untsche (wie hun)	ja!
rota	gerade	<b>wasosche</b>	tapfer
rotata	herein, in, durch	woh kra e	schwanger
<b>suitse</b>	kurz	womungke	leicht, erreichbar
snamo	rund	wajichnanje	verrückt
schingue	dünn, schmal	wuahopaneh	heilig
stustutsche	glatt		<i>Zahlen.</i>
shotsche	süss	jonki	eins
siatsche jingue	klein	nuwe	zwei
sku	salzig	thanji	drei
sike, schike	jeder	towe	vier
schu	noch	thata	fünf
scheki	hier	sage	sechs
s-chkowe	tief	sahma	sieben
schna	allein	kraponi	acht
schroje	krumm	schonthe	neun
<b>tachena</b>	sehr heiss	kreprone	zehn
thernie	kalt (vom Wetter)	ageni jonki	elf
takara	kalt (von Körpern)	ageni nuwe	zwölf
tashtake	warm (vom Wasser)	kreprone nuwe	zwanzig
tagutu	reich	kreprone thanji	dreissig
tathe	rostig	kreprawia	hundert
thretsche	lang	kreprawia nuwe	200
thritsche	langsam	kreprawia chaje	
		jonki	1000

3. Verba.

<b>a</b> niene	behalten	ju	thun
aquehe	ziehen	jungka	er that
awuatan	stossen	kuju	er that so
adda	sehen	jawe	erstechen
are	lesen	juwa	geschwollen
ajenta	schlafen	itanna-ik	spucken
hajenta	du schläfst	{ jasje	wenn er schläft
wianta	wir schlafen [men	{ jenta	schlafend
ahawe	herauf-,herauskom-	{ jomgke	eingeschlafen
		(siehe ajenta)	
<b>ch</b> uani	verlieren	jujutsche	gellen, laut rufen
chwanje	verloren	<b>k</b> igrahi	lieben
chagge	weinen	digrahi	ich liebe dich
chroke	kneipen	hinograhi	du liebst mich
		rigrahike	liebst du mich?
<b>d</b> anji-hi	rauchen (Tabak)	digrahike	er liebt dich
dihota	betrügen	kiha	streiten, fechten
dumi	binden	kirangra	jagen
duja	waschen	kutsche	schiessen
		kitan	fliegen
<b>g</b> is-in	glänzen	kikije	biegen
gre	gehen	ku }	kommen
schre	du gehst	kri }	
schreka	geh du	krike }	er ist gekommen
schreha	er geht	tshike }	
kreke, reke	er geht	kriske }	wenn er kommt
grare	geh fort	tshiske }	
hingreko	lasst uns gehen	krita }	kommend
hagrenike	ich gehe nach Hause	tshita }	
reske	wenn er geht	kriwi	wir kommen
reta	wann er geht	kantha	ruhen
		kili	mischen
<b>h</b> ingra jento	umarmen	kfni	heilen
hida	schwimmen	kita	fragen
hantschechue	leiden	kimpa	zweifeln
hinachtake	beissen	krewe	erbrechen
hotanje	girren	<b>m</b> onje (manje)	gehen
hinnehotake	narren	hamanje	ich gehe
hathi	fortlaufen	minna	sitzen
hatheke	er ist fortgelaufen	marutsche	reisen
haha	bewegen	masutsche	malen
hatumi	ich kaufe	manu	stehlen
hamanje, s. manje	ich gehe	<b>n</b> onge	springen
hanuwgke	ich fürchte	naje	stehen
hoho	husten	niwua	baden
hirari	ausgelöscht	nede	zeichnen
		nawe	wachsen
<b>i</b> tsh-e	reden	nachtake	stüpfen (stupfen)
itsche-e-thoke	lügen	nankinatsche	holzhauen
ich-sha	lachen	nei-ei-a	kitzeln
jä	liegen	nanskurope	die Schlinge werfen
ikire	finden	nauwe	to yell, schreien,
itschin-tschinne-			heulen
thue	gebären	niehe	seufzen
jujutsche	flöten	nintsche	es schmerzt
jotsche	pfeifen	hi-nintsche	es schmerzt mich
jutsche	schmecken	di-nintsche	es schmerzt dich
jauwe	singen	niukiuwa	küsse mich
ihire	rösten	najere	stehe auf!
josgone	wachen		

<b>onange</b>	halten
<b>p</b> athine	säugen
pedehi	werfen
peke	geworfen
pachu (pachbo)	schneien
pahu	es schneit
pha wayaque	aus der Nase bluten
<b>r</b> uthe	nehmen
ruthere	nimm es
schrutha	du nimmst
schrutheke	du nahmst
rumi	kaufen
schrumi	du kaufst
rupake	reißen
ruta	fühlen
ruchta	anrühren
ruhita	untersuchen
rutagere	nähen
rutanna	spannen
<b>s</b> ungue aminna	reiten
skatsche	spielen (Karten)
shunsanche	spassen
schena	zerstören
suidä	hör auf! lass sein! engl. quit!
<b>t</b> u	erzeugen
tscheha	töten
tsche-he	ich töte
tsche-hi-ke	er tötet
tsche-re	er starb
tschenieke	sterben
toje, tuja	brechen
torata	trinken
tatu	anzünden
tanachung	hören
thi wuare areke	verfolgen (Fuss- wachsen [stapfen])
toketa	zuschneiden
tore	zuschwärzen
thewelikere	hinübertragen
tscheki-grere	beendigen
tsche-e-hegruste	
<b>u</b> gra-a	to whoop, nachru- fen, ausspotten
ukinachue	verstecken
utsche	suchen
umaje	ankleiden
urupra	riechen

<b>u</b> ntsche	peitschen
untschinne	ieh peitsche dich
uchuanjiki	herunterfallen
<b>w</b> arutsche	essen
watu (kitu)	begatten
wo-han	kochen, braten
warumi (vgl. rumi)	tauschen
wuah-che	gebrochen
wakie	tragen
wabroke	kneten
wuecha	blasen
wechene	anblasen
waggachere	schreiben
waschi	tanzen
worake	reden
wetanna	aufwinden
wawaggere	abtrocknen
wuta	schneuzen
wachunne	abtropfen
watuwuacheta	zerreißen
wualihe	erstaunen
wuahihenje	sie waren erstaunt
wuanahire	fürchten
wuaki-kuntseke	lehren

*Redensarten.*

akinno!	warte!
nonje!	halte!
thritsch'onne	mach sachte!
Cara! ritanjenjeki!	sage, trink nicht so viel!
hauweki hima- minto	lasst uns heute verreisen!
nauwe unguere	die Hand schütteln
inkirochtsike	ich danke dir
ni wuahan tha	Fleisch kochen
uritui akeki	ich bin deiner satt
hieh aningue	ich bin müde
hou unjeke	ich will
tanta wartsche?	wo warst du?
ton waschere?	wohin gehst du?
Mohichane hinake	eine Amerikanerin
stutte hinasko	als Frau mitneh- men
hari wuatschike	ich gehe weit fort
jajuteke	ich hab' es
tatsche ihageche	mein ganzes Leben
tato wasike haon	so lange ich eine
gaeta	Person bin, d. h. immer

**B. Mandansprache (Numangkake).**

<b>a</b>	Rinde	<i>a</i> ahant koteweo-	was für ein Gegen-
aade	Arm	rosch?	stand?
akith	Schulter	asgash	mehr
äape	Blatt	aagita	über
ans-chte	Wildschaf (Bighorn)	akita	draussen
abehosch	Flügel	akisch	auf
<i>an</i> chikosch	schwach	ah-huta	bring es
ahmbe	alle [stand?]	i-ah-huta	bring ihm
aankotewe?	welcher Gegen-	mi-ah-husch	bring mir

<b>b</b> ereche	Kessel	mahesch	er sieht
behenude	Frühling	hesch	gesehen
<b>ch</b> ude	Knochen	wahetsch	ich habe gesehen
chachraato	Himmel	tahetsch	du hast gesehen
champerischka	Finsternis	iwahetsch	er hat gesehen
che	Regen	hinamanka	trinkend
cheiniche	Donner	<b>i</b> stami	} Auge
cheminde	Blitz	misthami	} Augen
chohde	Eis	nisthami	mein Auge
chateh	Heu	iisthami	dein Auge
chaihiganade	Nessel (Gras wo- mit man Stricke	ista	sein Auge
chanschishihe	Distel [macht)	ihe	Gesicht
chattga	Kröte	ihē	Mund
choi-chi-changa	Krähe	ihī	Bart
chan-chska	Schnepfe	ita inno	Nacken
chtsch	gross	idoche	Blase
chamaha	klein	ihrusch	Blut
chi hosch	alt	ihduke	Ader
chamahosch	jung	itah	Gesäss
chiggosch	schlecht	imaschoteh [pi	Kleid
chiggo	hässlich	imatschoteh pahau-	Hemd
<b>chan</b>	lachen	ischanschike	Stein
casgasch	anbinden	iwuachaka	Ruder
<b>d</b> oke	Bein	ichparake	Gürtel
detahu	Nabel	ihinke	Tabakpfeife
desike	Zunge	ihkeke	Stern
dacheharache	Brust	istu	Nacht
dadeschusch	heiss	istu minake	Mond
dachschosch	brennen	idechosch	Licht
dehusch	gehen	istundeusch	Abend
<b>E</b> ggihusanade	Magen	istunatosch	Mitternacht
champe	heute	ikiri	Schmer
esch	hören	irute	Fuchs
<b>g</b> ahoste	Prairie	iehtik-poi	Fischmarder [ti (Mustela Penna)
guhsta	darin	iehgihse	Eule
<b>h</b> undesch	Mutter	i inkotewe?	welche Person?
mi hundesch	meine Mutter	isakomaschosch	nächstens
ni hundesch	deine Mutter	iwaterusch	wünschen
i hundesch	seine Mutter	ipe	rufen
hoschunka	Bruder (mein)	ig <b>chan</b>	lachen
(siehe schunka)		iwage <b>chan</b>	ich lache
hi	Zahn	nidage <b>chan</b>	du lachst
hisse	Sehne	iig <b>chan</b>	er lacht
humpe	Schuhe	ig <b>chan</b> manka	lachend
hunschi	Hosen	<b>k</b> obaro	Gemahl (mein Ge
hampe	Tag	kuhns	Gemahlin
hampenatosch	Mittag	mouns	meine Gemahlin
hapetehansch	spät	nouns	deine Gemahlin
hubatka	Mais	ikouns	seine Gemahlin
hantoch	Gras	kornikosch	mein Sohn
harate	Wolf	karokanarehosch	Krieger
hamparaka	Fliege	karasisika	Spinne
harusch	sauer	kipsande	Schildkröte
horake	gestern	koke	Cabri
houn ( <b>han</b> )	ja	keka	Rabe
hesch	sehen	kappeke	Lenden
wahēh	ich sehe	kode	Quitte
tahesch	du siehst	kode sseharutosch	Melonen
		kushta	durch, in
		chatoch-kushta	im Himmel

mana ming-kusch-	auf dem Baum	matochka	Luchs
ti-kuschta	[ta im Hause	manigga buntike	Mink
manih-kuschta	am Ufer	machtog-gatsch	Maulwurf
kuhrosch	geben	mareksuke	Vogel
makurosch	ich gebe	mandenika	Eis
niakurosch	du gibst	miha	Gans
iakurosch	er gibt	mandichopeni	Schwan [fer)
kiskirosch	tragen	mahni-i-uaggahe	Plover (Regenpfei-
kirosch	ich trage	manushi	Truthan [drossel)
rakirosch	du trägst	mandekanka	Robin (Wander-
ikirosch	er trägt	mahəsi	Kriegsadler
karopche	einschiffen	maregse pachu	Schneepfe
waropchesch	ich schiffe ein	hanska	
<b>ni</b> he	Schwester (auch	mi	ich
	Weib)	ni	du
ptamihe	meine Schwester	i	er, sie
nitamihe	deine Schwester	mattawe?	was?
itamihe	seine Schwester	mantke	morgen
mahndosch	Körper	migasch	nein
mi-mahndosch	mein Körper	mekimikosch	nie
ni-mahndosch	dein Körper	mampeta	unter
i-mahndosch	sein Körper	<b>nikosch</b>	Sohn
manuka	Freund	mi-nikosch	mein Sohn
miti	Stadt	ni-nikosch	dein Sohn
manamahe	Pfeil	i-nikosch	sein Sohn
mikasgesch	Streitaxt	nuhanke	Tochter
manaitirutschuke	Lanze	nuhankosch	meine Tochter
mahi	Messer	nahe	Mutter
mahi tshuke	Feuerstein	numankosch	Mann
minake	Boot	numachakake	Indianer
minake chtesch	Schiff	numahagschi	Anführer
warora minake	Dampfboot	nätkan	Herz
manasche	Tabak	nagpoche	Ohr
machogeni	Himmel (einstiger	nahosch	[ke Rücken
(umanha)	Aufenthalt)	napanach posanna-	Kehle
mapsi minake	Sonne	nobchi	Haut
mapsita	Morgen	nokch	Lendentuch
mahna	Winter	nankesch	lebendig
mahna machena	Jahr (ein Winter)	nuh	wir [son
menih	Wasser	numakoteweorosch	was für eine Per-
mennikere	Meer	nihdosch	spazieren
mennichte	See	nasgasch	anbinden
manahinge	Quelle	<b>Omahag numagschi</b>	Gott
manischukosch	Strom	Omaha kichga	Teufel
mahanke	Erde	oro	Fleisch
mana	Holz	oti	Haus, Zelt
manarokta	Wald (im Holz)	omanate	Axt
mana ochanthe	Ast	oparasche	Hügel
manachte	Klotz	oparasch chtesch	Berg
mana minde	Baum	omeni catekchteg-	
manahuta	Baumstumpf	geri	Kartoffeln
manachageni	Tanne	omeni asamakere	Erbsen
mana agschugge	Gebüsch	osedeh	Blume, Rose
matuntugge	Sumpf	okiru schuschipka	Wespe
manaitahu	Eiche	okape	teilweise
misanake	Felsen	<b>panchu</b>	Nase, Schnabel
mahe	Unkraut	pih	Leber
mahosch	Rüben	pitande	Herbst
mahskape	Fleisch	phan	Kopf
matoh	Grizzlibär	phanhi	Haar
manisehrute	Hund		
machtike	Hase		

parobehi	Skalp
pha igich-ganhi	Kopfputz
passanche	Fluss
pochanta gatorike	Maismehl
ptihnde	Büffelkuh
peroke	Büffeltier
pachuptopta	Elentier
pechtake	Otter
pattoche	Ente
pattoke	Seeadler
po	Fisch
potande	Wels, <i>Amiurus calus</i> (L.)
pohi	Flosse
poahe	Fischhaut (Schuppe)
ponika	Roggen [pe]
psih	schwarz
pehti	bei
ptehusch	springen
pachare	lieben
pachereh waheresch	ich liebe
pachereh tachaesch	du liebst
pachereh ipache- deheresch	er liebt
<b>rokottore</b>	Hüfte
raskeke	Sommer
raggonande	Hagel
rokta	in
rorosch	sprechen
rotgesch	schlagen
rattache	weinen
warattakosch	ich weine
nidarattakosch	pu weinst
idarattakosch	er weint
rattachemanka	weinend
(rut Stamm)	essen
<b>schunka</b>	Bruder
subnumankosch	Knabe
submihe	Mädchen
submihe waratomí- chosch	Jungfrau
subchamahe	Kind
supache	Knie
schí	Fuss
schininka	Zehen
schirusta	Ferse
schupa	Fussgelenk
scheh	Wind
ssihnde	Fett
schunte hanschka	Panther ( <i>Cugar</i> )
schunt-schuke	Moschusratte
schonchte	Stinktíer ( <i>Polecat</i> )
ssih	Feder
ssihpuschka	Fasan
schotte	weiss
sseh	rot
ssihde	gelb
ssihusch	stark
schisch	gut
schinaschosch	schön
schinihusch	kalt
skuhosch	süss (Salz)

<b>tate</b>	Vater
matosch	mein Vater
ratosch	dein Vater
tabsa	Esche
tachtanchesch	grauköpfiger Adle
toschga	Specht
tohe	blau
terusch	tot
teherisch	töten
teweo?	wer?
tehansch	weit
taschgoggitosch	vielleicht
<b>unkch</b>	Hand
unkiriheh	Finger
unkahe	Nagel, Klaue
umpa	Pferd (gleich ei-)
umpah maniehse	Elk [nem Elk]
usta	ich gebe dir
<b>wachupeni chtesch</b>	Gott (der grosse Geist)
wuaschi	Weisser
wiratanosch	Feind [Bär]
waschita matoh	Schwein (der weisse)
wachgi ruchga	Schlange, Eidechse, Wurm
warawit-chte	Taube
warappe	Biber
wamenako	Hirsch
wara irupa	Bogen
watascherupa	Flinte
wataschema iroke	Kugeltasche
wata schoschote	Silber
wata sitzere	Kupfer
wata subsi	Eisen
wata schamahe	Blei
wata cheside	Gold
goshikeresch	
wuashita cochante	Mehl
waschita gatorike	Mehl
wapabschi	Brot
wapparebsi	Pfeffer
wahe	Schnee
warade	Feuer
wuitka	Insel
wara uit	Ulme
wiratohe	grün
wamampsita	früh
wo-ruth	essen
wawarutosch	ich esse
rutamanka	essend
(Stamm rut)	
wahinde	trinken
hinamanka	trinkend
wagaschide	denken
wanankesch	leben
(siehe nankesch)	
wakikananda	singen
wuanaye	tanzen
wuwuanaye	ich tanze
niwuanayesch	du tanzest
i wuanayesch	er tanzt

	Zahlen.
machena	eins
nonpe	zwei
nahmeni	drei
tobosch	vier
qiehchun	fünf
qima	sechs
qupa	sieben
tetogge	acht
mahchbe	neun
pirogue	zehn
agemachena	elf
agenumpe	zwölf
agenahmeni	dreizehn
agetob	vierzehn
agischum	fünfzehn
agime	sechzehn
aguposch	siebzehn
agtetogge	achtzehn
agemachbe	neunzehn
nonpapiroque	zwanzig
— romachena	21
— rononposch	22
— ronachmenesch	23
— rotoposoch	24
— roqiehchun	25

nonpapiroque ro-	
qimasch	26
— roquposch	27
— rotetoggesch	28
— romachbesch	29
nahmene ampirog-	
goseh	30
— romachena	31
topachiragosch	40
qiehchun	
ampiroggoseh	50
qima ampiroggoseh	60
kupa	— 70
tetogge	— — 80
machbe	— — 90
issug machena	100
— nomposch	200
— nachmena	300
issuggi kakuhi	1000
— kakuhi	
nomposch	2000
— kakuhi	
piragosch	10,000
— kakuhi issug	
machena	100,000
— kakuhi issug	
nomposch	200,000

### C. Sprache der Herantsa (Gens des Saules).

<b>amanke</b>	Dachs
appanari	Stachelschwein
— marezki	Verzierung von Stachelschwein-
apanka	Muskitos [stacheln
aruha	Schnauzhaar des Hundes (der
<b>apa</b>	Nase [Tiere
agguchi	die Ohren (beide)
aapiru	Hals
aare pachu	Schultern
atti	Haus
attische	Zelt, Erdhütte
atti mireh	Thür
atti rutiru	raffers (Sparren)
aschschu	Falle, Fischleine, Faden
andewiriru	verziertes Leder-
arepo hariwi	Bleikugel [hemd
achpa	Zündpfannen-
arawarumi	Skalp [deckel
ats cheruthi	
schippischea	Pulverhorn
agutoh agutsiri	gelbe Glasperlen
agutoh atappe	weisse Glasperlen
agguschei, ischi	rot
awagga	sehen
awagga	ich sehe, verstehe
<b>chede chmecha</b>	Schecke
chare	Regen
chirutti	Rennen

<b>darope</b>	Kinnbacken
diri	Schritt
diria	Galopp
<b>enatuereh</b>	travay
egchirisch giowits	Schusswurm
ehanta!	geh weg
ehanta, nanh	geh weg, willst!
<b>garuchie</b>	altes Weib
gahanteh	Mais
<b>hugga iri</b>	komm her
hhun	ja!
<b>iruka</b>	Fleisch (grünes)
irukschitte	Fleisch (getrockne-
ittangehe	Greis [tes)
irosehi	Kupferschlange
itaho	Maus
ithinuschugga	Ross
mantaschugga	mein Ross [zard)
ipchogge	Geier (turkey buz-
ista	Auge
ista uwatsa	Brillen
ichi	Stirn
ischitta	Rücken
i, mi	Mund
ite itasch	Bart
itsi	Fuss
ichi	Bauch



ikiipi	Pfeife	mistappi	Augenbrauen
ikiipi hupa	Pfeifenrohr	maschita	Kreuz
ittantse	Hosen	maschaggi	Faust, Hand
ichte	Pemmikan (getrocknetes und pulverisiertes Hirsch- oder Büffel Fleisch)	maschaggi pu	Nägel
		maschaggi duwatsa	Finger
		manschagge	
		opsanke	Fingerring
ieho chatake	Wermuth	mara itiru	Schenkel
ippeschangge	Gürtel	matsupa	Wade
ipuche	Kalabash (Calabasse)	matsuki	Ferse
ikiruschke	Ladstock	mari	männliche Teile
idi	queue de billard	maschera	weibliche Teile
ittaischi	Köcher	mische	Zähne
itterocha	Pfeil	mi misch	Stein
itsi aschi	Zaum	mi riachu	Bimsstein
i iruti	Gebiss, Trense	mi ikigschi	Schleifstein
iggahi	Drücker	mi ischi pischa	Kaffeebohne
iggigschi	Feuerstahl	mantsiqua	Zucker
itanschi oratski	verzierte Robe	maetsi	Messer
itantsi orechehowi	Fransen an den Hosen	maetsi hupa	Messerheft
		maetsi ischi	Messerscheide
ituchehi orechehowi	Fransen am Kleid	maetsi gasche	Feuerstein
ischiets	schlecht	mats chhuge	Feder
ichotagi	weiss	maeggiga	Fenster, Spiegel
ittuche neschets	nackt (keine Klei- zielen [der])	miraruwa	Kamin, Feuerherd
jauwi wiowits		miratsi	Rauch
iwie	weinen	miratschipa	Pulver
		maape	Tag
<b>kirappi</b>	Stier	manqo	Nacht
karika	Blitz	mattaschi }	wollene Decke
		maschechi }	
<b>lesche</b>	Zunge	mattappa	Mocassins, Schuhe
ma-lesche	meine Zunge	mi iptha	Axt
lotskope	Becken	mi iptha naque	Streitkolben
		miruchcha	Flinte
<b>marequa</b>	Freund	miruchcha arehope	
matsch	Mann	nupa	Doppelflinte
matsch ithehehi	Männerhemd, Kleid	miruchcha arehope	
mie	Weib	tsua	Stutzer
mia ithehehi	Weiberkleid, Hemd	miruchcha antu	Gewehrkolben
mieggasche	Jungfrau	mirachcha paruwi	Bogen
mahaggarischtamie	Mädchen	mirachchaaqa	Bogenselme
mahaggarischta		ma itu	mein Lied
wetse	Knabe	miroophe	Kasten, Koffer
maaggugga }		maaru chappe	Bettgestell
maachupa }	guter Geist, Gott	mattah	Pfeil
mitteh	Büffel	mahi aggangi	ein Sitz und: sitzt
mitteh aschi	Büffelhorn	mirampa	Blatt [nieder!]
miehtie	Kuh	marezki	Verzierung
maschugga	Hund	ma-ageri chugge	Kamm
machbitsi	Bär (Grizzlibär)	matsitoh	Ahle
machpuschi	Fliege	matsitohqua	Nadel
maschitia	Wildschaf (Bighorn)	ma isch gitu	Schere
manroka	Elk	matachpe	Strick
manrokaischa	Elkzähne	mika	Gras
ma-ra	Haar	mika thoe	grünes Gras
ma-arikiroksutte	Haarflechten	maantsutapa	Birnen
ma-ara	Arm (mein)	mankpe	Schnee
ma-pata	Brust	mira	Holz
ma-antsi	Brüste	miraa	Feuer
ma-chuacha	Knie	mira awachanti	Licht, Lichtstock
ma-schpache	Ellbogen	machampe	Rehfell
machpa	Ohr	ma itte rushegge	Seife
mahapoggsche	Ohrring		

mattuchi	Hemd
matte iki	Tragband
mattinuwatsa	Arming
manhi atogge	Pfeilspitze
mitsiga	Sand, Asche
machti	Boot
machti ichogge	R der
machti schischi	Dampfboot
matuereli	travay
mata tsirachuke	Sattelkissen (Sattel ohne Bock)
ma ittawa	Falkenschellen
mattai ophi	Kugelpflaster (wadding)
michagatu	Hahn
Mitsiransch	Yellowstonefluss
mamanake	schreiben
mamananke	Maler, Schreiber
makipschie	Fallen stellen
mawutiwits	essen
manriwi	Bogenspannen
maanqiaqa	nähen
manwuo	husten
mihami	schlafen
mihami sagig	gut geschlafen
mihami wits	schlafen legen
mequpa machawi	begatten
mike	kratzen
matta iggigschi	wetzen
matta wirischa	Feuer schlagen
maruch opiwits	Skalp abreißen
mankiruschiki	waschen
nagsiri	Kalb (rotes)
nachpi	Schwanz
neschets	nein, nichts
namp	geh hinaus!
ope	Tabak
ope ascha	gemischter Tabak
ope miratsi	Tabakrauch
ope ma	Tabak rauchen
ope wakiki	ich will rauchen
ogsi	Abend
quan	lachen
quaschets	es ist wahr
qogets	genug
rutiru	Rippen
riwnawua	Beischlaf
rutsisi	Trab
schiggaga	Jüngling
saggaka	Vogel
saggaka arukirape	Hahn
schanka	Frosch, Kröte
schittetappa	Hüfte
sagits	gut
schischi	Dampf
sagi i	Geschenk
schaggapi	Mücke (hintere
schipischa	schwarz [Sicht])

tschi ita	Hinterteil
tatsi ipa	Adlerschwanz
tippilmiracha	Krug
taho	Donner
tampa?	was ist's?
to, to owe	grün, blau
tsiri	gelb
uchi	Cabri
ulmatsaiwaruschgi	Schlüssel
uwatsa atsch	Pulverhorn (metal- lenes)
chiruti	Metallknöpfe
uwatsa roggechi	Metallnägel
uwatsa schiri	Steigbügel
uwatsa iruti	Steigbügel
uchpagge iaheta	Sicht (hintere Mücke)
uschga	öffnen (ein Buch)
uwitsapi	zinnoberrot
uggahitsi	blutrot
waschi	Weisser
waschi tarachpitsi	Schwein
wihqa	Kinn
wapuka	Hut, Kopf- bedeckung
wiracheha	Kessel
wiratschipa	Pulver
weruchchi	Eis
witterechpi	Leder
wiri	Wasser
wiri ihigge	Zinnbecher
wiri mahmig	trinken
wiggutischi	Lederband am lin- ken Handgelenk zum Schutz ge- gen das Schmel- len der Bogen- sehne
wigigue	ich höre
warutskope	kneipen
ziitataki	Hirsch

*Zahlen.*

duwatsa	eins
nupe	zwei
nameri	drei
topa	vier
quahchu	fünf
aggaawe	sechs
schachpu	sieben
nupape	acht
numetsapi	neun
piragga	zehn
achpirumatsa	elf
achpi nupe	zwölf
mumpampiragga	zwanzig
nameri apiragga	dreissig
piraggiti ruwatsa	hundert

D. Assiniboinsprache.

<b>ate</b>	Vater	<b>nathe</b>	Farbe
niete do	dein Vater	neachguche	hören
ampa	Sonne	neschteh	genug
asmujape	Melasse	<b>opel-nado</b>	handeln (tausch)
aguh!	gib mir!	ota	viel
aggahel!	geh vorwärts	osnili	kalt
anahe	der andere	<b>pteh</b>	Büffel
akita!	sieh!	pischutasape	Kaffee
<b>dagohel?</b>	wer da?	pha	Kopf
<b>enau</b>	Holz anlegen	phaha	Haar
epach	blasen	pheta	Feuer
<b>hu</b>	Beine	pteschaschan	Licht
Hoche	Assiniboin, in Sioux: Ab- trümmige	<b>schungtowetsche</b>	Wolf
husqua	Hosen	schungascha	Fuchs
hampa	Schuhe	schota	Rauch
hasga	lang	schonscha	Maulesel
hoka	Dachs	sunksung	Rock
<b>ischta</b>	Augen	ischsunksung	dein Rock
Ischtatopa	N. pr. (vier Augen)	schungue	Pferd
ih	Mund	schungue tanga	Hund
ista	Arm [becken	schunktogetsche	verlaufener Hu
iopapte	(zinnernes) Wasch-	schinah	Büffelhaut
inga	Stein	Schajeh	Cree, Chippew
itschuna	Zinnbecher	Schajeh waschit-	Halbindianer
juschpa	Schlüssel	schoscho	
jukapte	Pfanne	schitsche	schlecht
jupa	Seife	<b>tschan</b>	Holz
iapi	reden	tschanschascha	rote Weiden
isteh	genug	tschandeh	Tabak
isch	ein anderer	tschanuhopa	Tabakpfeife
juschpao	Thür auf!	tschotanga	Flinte
jotanga	komm herein!	tschotana	Flintenschloss
<b>kuna</b>	Freund	tschahampe	Zucker
kadosch	Schwager	tuschtihn	Salz
kukusch	Schwein	tschehatuschina	Kessel
<b>Matomiko</b>	N. pr. (verrückter	tipi	Zelt
mintawitscha	meine Frau [Bär)	tatanka	Stier (Büffelsti
mina	Messer	tschintschana	Kalb
Minahasga	N. pr. (Langmesser)	tachtscha	Hirsch
menie	Wasser	tachtintschana	Hirschkalb
mantha	Eisen	tandoh	Fleisch (frische
machpia	Tag	tschuiknaque	Hemd, Kleid
minni ogareske	Spiegel	tatscheschi	Zunge
Matoh	N. pr. (schwarzer	Taschtisi	N. pr. (Grauau)
menie atagans	trinken [Bär)	tatschan	Körper
<b>nampel</b>	Hand	tschante	Herz
nuche	Ohr	tschanwanumpas	rauchen
nehutscha	Pfeifenrohr	tini u	komm herein!
nuangua	Brille	ths-eno	tot
niakujape	Mehl	tiopa	Thür
nuspeh	Axt	tiobuschpa!	öffne die Thü
nich nitaw	Adler	toke	ja
		taquoh	etwas
		taquisch	nichts
		tschanuba	warm
		tukteh?	wo ist es?
		tua esoh?	wer da?

tokia?	wo?		<i>Farben.</i>
thee han	weit	wasse	rot
<b>unkisch</b>	wir, wir andere	manka	weiss (auch Erde)
<b>waschitscho</b>	Weisser	mankasape	schwarz
wuijeh (wijeh)	Weib	mankachi	gelb
witschaschta	Mann	mankato	blau
wakan	Geist, übernatürlich (Medecine)	meniwinthoe	grün (grünes Wasser)
watschunitsche	Fleisch (getrock-		<i>Zahlen.</i>
waschi	Fett [netes)	wuashihna	eins
waschnä	Unschlitt	numpa	zwei
wapha (s. pha)	Hut, Kopf- bedeckung	jameni	drei
wakamansa	Mais	topa	vier
wakpane	Fluss	saabtha	fünf
wahta	Boot	schaakbe	sechs
wachtische!	Lump!	schakowe	sieben
wawatinkti-no	essen	schaknoch	acht
waono	verwundet	namptschi wuanka	neun
waschtimmi	schlafen	wiktscheh mena	zehn
waschteh	gut	okpawena san-	
wanitsche	kein	waschina	elf
i-a (wanitsche)	nein	okpawena sank-	
		numpa	zwölf
		wiktscheh mena	
		numpa	zwanzig
		wiktscheh mena	
		topa	vierzig
		opa wah ghée	hundert

*Redensarten.*

setsche ependo	ich sage es
tahendo	es ist wahr
pemando	ich bin zufrieden

Auf dem engen Raum, der mir noch übrig bleibt, nachdem schon das bisher Mitgeteilte die ursprünglich gesteckten Grenzen weit überschritten hat, ist es mir begreiflicher Weise rein unmöglich, die Fülle von Bemerkungen, die sich auch dem Nichteingeweihten bei der genauen Betrachtung dieser Wortverzeichnisse aufdrängen, noch anzubringen; ich überlasse dies dem Scharfsinn und Geschmack der geneigten Leser, und zwar sowohl der Philologen, als auch der Freunde von vergleichenden Sprachstudien überhaupt, verweise im übrigen auf die Arbeiten der Amerikanisten, besonders diejenigen unseres gelehrten Landsmanns Dr. A. S. Gatschet<sup>1</sup> in Washington und bemerke hier nur in aller Kürze folgendes<sup>2</sup>:

Die von meinem Oheim mit grösserer oder geringerer Ausführlichkeit lexikalisch behandelten Sprachen, besser Dialekte gehören sämtlich zum Dakotastamm der ganowanischen Familie. Ihre Verwandtschaft ist hinlänglich darge-

<sup>1</sup> Von den vielen Schriften Gatschets dürften hier folgende besonders in Betracht kommen:

Pueblos- und Apache-Mundarten: Tonto, Tonkawa, Digger, Utah. Wortverzeichnisse, herausgegeben, erläutert und mit einer Einleitung über Bau, Begriffsbildung und lokale Gruppierung der amerikanischen Sprachen versehen. Weimar, 1876.

Farbenbenennungen in nordamerikanischen Sprachen. Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 1879 (pp. 293—302).

<sup>2</sup> Uebrigens behalte ich mir vor, in dieser Zeitschrift oder anderswo auf den Gegenstand zurückzukommen, nachdem es mir möglich gewesen sein wird, die einschlägige Litteratur zu berücksichtigen.

than durch die Uebereinstimmung in wichtigen Wörtern, besonders auch in Numeralia.

Höchst interessant sind u. a. die Conditionalformen im Iowä; z. B. Stamme *gre* gehen *reske* wenn er geht, *reta* wann er geht (zur Stammände resp. Abwerfung des *g* am Anfang des Wortes vgl. lat. *nosco* und *ign* St. *gno*).

Was die Verschiedenheiten zwischen den Angaben des Prinzen von 1 und denen meines Oheims betrifft, so erkläre ich mir dieselben: 1) durch etw. Differenz der *Bezeichnung*; 2) aus dem Umstand, dass des Prinzen von 1 Gewährsmann selbst (für die Mandansprache der Bourgeois von Fort Bert Herr Kipp), der jedenfalls kein gründlicher, resp. wissenschaftlich gebildeter Kenner dieser Dialekte war, zu verschiedenen Zeiten unbewusst die Sprechweisen verschiedener *Banden*, d. h. Stammesabteilungen, wiedergab, dass er also 20 Jahre später meinem Oheim andere Angaben machte, als früher dem Prinzen 3) auch aus dem zeitlichen Unterschied, der in Anbetracht der so schwanken Verhältnisse bei diesen Nomadenstämmen gewiss nicht unterschätzt werden kann. Im übrigen mögen hierüber, sowie über den Wert oder Unwert der Aufzeichnungen meines Onkels (von Unwert wird kaum die Rede sein können, *speziell geschichtlich* sind diese Notizen jedenfalls von Bedeutung) die Specialforscher also die Amerikanisten, urteilen, deren Begutachtung ich die Sache gerne überlassen kann, ohne dass ich befürchten zu müssen glaube, dass sie die leicht vor dem Richterstuhl der strengsten Wissenschaft nicht genügende Dokumentation allzu ungünstig ansehen werden. Liegt ja doch jedenfalls der Wert der Sache unter allen Umständen wesentlich in dem gebotenen Material. Den Menschen an genauer Bekanntschaft mit den Indianeridiomen wird man, zumal bei fast gänzlichen Fehlen von specieller Litteratur in den hiesigen Bibliotheken einem Philologen, der sich bis jetzt nur mit östlichen Sprachen beschäftigt gute halten.

Bern, im Juni 1894.

Der Herausgeber



#### IV.

## Aus dem Tagebuch des Malers Friedrich Kurz über seinen Aufenthalt bei den Missouri-Indianern 1848—1852.

Bearbeitet und mitgeteilt von dem Neffen des Malers  
Dr. *Emil Kurz*, Professor in Bern.

Mit Abbildungen aus dem Skizzenbuch von Friedrich Kurz, jetzt im Besitz des historischen Museums in Bern.<sup>1</sup>

(Fortsetzung.)

---

*Die in dem letzten Heft unseres Jahresberichts (1894, Heft I, pag. 27—82) enthaltenen Mitteilungen aus dem Tagebuch reichen bis zum 30. August 1851. Unmittelbar daran schliesst sich der Bericht über den Ritt von Fort Berthold nach Fort Union.<sup>2</sup>*

Fort Union, den 5. September 1851.

Fort Union! Ich habe mich hieher, drei englische Meilen oberhalb der Mündung des Yellowstone *flüchten müssen*; am Ende muss ich weiter reisen, als mir lieb ist.

---

<sup>1</sup> Es sei gestattet an dieser Stelle Herrn stud. theol. Blumenstein, der die Liebenswürdigkeit hatte, die Originalskizzen zum Zweck der Herstellung der Clichés zu photographieren, unsern Dank auszusprechen.

<sup>2</sup> Bei diesem Anlass bringe ich zu den im letzten Heft (pag. 25—27) mitgeteilten biographischen Notizen, unter Verweisung auf den interessanten und gediegenen Aufsatz von Prof. Dr. theol. Ed. Müller in Bern in der Zeitschrift: Die illustrierte Schweiz, Unterhaltungsblatt für den Familientisch, IV. Jahrgang, 1874. Bern, J. Dalp (K. Schmid), S. 352—358: Der Maler Fritz Kurz, folgende Berichtigung an: In Paris studierte Friedrich Kurz von 1838—1842. Von da an bis zum Tode Fellenbergs (der am 21. November 1844 starb; vgl. darüber auch K. R. Pabst, Der Veteran von Hofwyl (Theodor Müller, einer der bedeutendsten und treuesten Mitarbeiter Fellenbergs), II. Teil, II. Abteilung, S. 233 [Aarau, Sauerländer, 1863]) war er in Hofwyl; dann begab er sich wiederum nach Paris, und von da im Herbst des Jahres 1846 nach New Orleans. Am Neujahrstag 1847 trat er schon die Reise den Mississippi aufwärts nach St. Louis an. — Prof. Müller erwähnt ausdrücklich (a. a. O. S. 353), dass Kurz sich des bedeutenden Mannes (Fellenberg) und der von ihm erhaltenen Anregungen stets dankbar erinnert habe. — Gestorben ist Fr. Kurz nicht schon im September, sondern am 16. Oktober 1871.

Letzten Sonntag (den 31. August), der sich zwar hier nicht durch Kirchenläuten und Predigten von den Werktagen unterscheidet, sondern bloss als Ruhetag für die Engagés, — letzten Sonntag nach dem Bellangé<sup>1</sup> mit zum obern Kornfeld, in das überschwemmtes Weidengebüsch, um Enten zu schiessen. Während sechs Stunden waten wir angekleidet im Wasser herum, oft bis an die Brust, die Enten zu beschleichen und zu überraschen: es gelang ihm bloß ein Paar zu töten. Unterwegs hätte mich Bellangé beinahe erschossen. Als er nämlich unmittelbar vor mir durch dichtes Weidengebüsch drang, ging der Lauf seiner Doppelflinte zufällig los und die ganze Schrotladung am linken Ohr vorbei. Nachmittags um 2 Uhr zurückgekehrt, hörten wir schlimme Nachrichten von oben und unten. Herantssa sterben noch immer, man zählt bereits 50 Tote, was 14 Personen trifft, 700 Seelen in 84 Hütten. Einige sollen rasen gegen mich sein, dass so viele aus ihrer Nation sterben. Zwei Bannerets<sup>2</sup> waren ebenfalls mit Nachrichten von den Rihs gekommen. Dort soll es noch schlimmer aussehen; die Rihs und die Mandan sollen wie die Fliegen beim ersten Froste wegsterben; die Zurückgebliebenen schwören Rache zu nehmen an allen Weissen. Dort habe sein Fort geschlossen. Die Opposition ist ohne Furcht, weil die Aufstifter sind. Abends kam Bellangé zu mir, um zu melden, der «Alte» wolle uns zwei nach Fort Union hinaufsenden, mich zurückbleiben, ihn, um mein Führer zu sein und zugleich mehr Arzneimittel zu holen. Er müsse dann den Rückweg allein antreten, wenn er nicht besonders liebe. Die Entfernung in gerader Richtung ins Land wird auf ungefähr 170 Meilen berechnet, auf dem Flusse aber mehr als das Doppelte.

Montag den 1. September wurde daher alles in Ordnung gebracht, um abends mit so wenig Gepäck als möglich auf die Wandschaft zu gehen. Da ich meinen Koffer mit den Waren zurücklassen musste, so fing ich an zu tauschen, zum Teil auf der Stelle, zum Teil auf Kredit. Abends stiegen wir zu Pferde und nahmen heftigen Abschied von den Bekannten. Ich glaubte übrigens zu bemerken, dass mein Wegsenden weniger aus Sicherheitsrück­sicht geschah, als um einen überzähligen Mann los zu werden, da von Abreisen des Bourgeois nun keine Rede mehr sein kann; auch hat sich Queue rouge verwundert, als ich Abschied nahm und ihm Tal als letztes Andenken schenkte; ferner waren unsere Pferde schlechtesten des Forts, womit mein Leben durchaus nicht sich

---

<sup>1</sup> Ein kanadischer Angestellter in Fort Berthold.

<sup>2</sup> Junge Indianer.

gestellt ward. Unsere Doppelflinten quer über die Schenkel gelegt und scharf geladen, mit Pulver und Kugeln wohl versehen, ein scharfes Skalpmesser hinten im Gürtel steckend, meinen Mantel nebst einem Sacke mit Wäsche hinten am Sattel befestigt, nebst einem Hornbecher zum Trinken, das war meine Ausrüstung. Bellangé hatte anstatt der Wäsche unsern Proviant mit Kaffeekanne und eine wollene Decke. So ritten wir über die Prairie nach Westen, die Krümmungen des Missouri abschneidend. Ausser Prairiehühnern, Blackbirds (diese scheinen hier die Sperlinge und Finken zu ersetzen; Brewers Blackbird, Quiscalus Breweri Audubon) und einigen schönen Cabris<sup>1</sup> am ersten Abend nichts gesehen; nachts bei einer Quelle gelagert. Die Pferde an Büscheln langen Grases angebunden; Heulen der Wölfe und Singen der Muskiten, sonst Totenstille.

Dienstag Morgen vor Sonnenaufgang gesattelt und auf dem Marsche immer im kleinen Trabe geritten. Gegen 8 Uhr mein erstes Prairiefrühstück, mit Büffelmist gekocht, verzehrt. Bellangé hat das Fleisch vergessen, wir haben also bloss Biskuit und süssen Kaffee. Er tröstet mich mit seiner Flinte, die mich stets mit Fleisch versorgen werde. Ich lasse mich leicht trösten, wo ich sonst viel Freude geniesse; wenn ich fröhlich bin und auf Abenteuer aus, denk' ich wenig an den Hunger. Wären unsere Gäule bessere Läufer, meine Romantik wäre unbegrenzt gewesen; Gefahr vor versteckten Feinden, die weite Prairie, wie das Meer bloss vom Himmel begrenzt, Büffel und Bären in spe, vielleicht auch ein tüchtiger Sturm zur Abwechslung, gute Gesundheit und voll gespannter Erwartung, was wollte ich mehr? Jeder dunkle Punkt im Grünen konnte ein Indianer, ein Büffel oder Elk oder Bär (letztere Tiere bei Fort Berthold sehr selten), jeder helle Punkt ein Wolf, ein Cabri oder Hirsch sein. Meine Blicke schweiften beständig umher; was meine Augen nicht entziffern konnten, vergrösserte mir mein Fernglas. Ich hätte diese Reise nicht mit der vorgehabten nach dem Salt-Lake getauscht; dort hätte ich keine Pelztiere gesehen und von Indianern nicht soviel als im Fort Berthold; denn der nackte Indianer mit seinem schönen Ebenmasse, schlanken, aber doch nicht magern Gliedern, seinen lebhaften Augen, seinem ungezwungenen Anstand u. s. w., das ist es, was ich suche, nicht der geschmückte, mit tausend Zieraten fast überladene Indianer.

Die ersten Büffel an diesem Tage aufgejagt. Bellangé wollte noch diesen Abend den Kniferiver (Rivière aux couteaux) hinter sich wissen, um aus dem Bereiche der Gros ventres zu kommen. Wir

---

<sup>1</sup> Gabelantilopen.



hatten also den Big bend (grand détour) des Missouri, einen Bogen des Flusses von 50 Meilen, kaum 10 Meilen im Durchmesser, abzuschneiden. Bellangé fand endlich die Strasse, welche unsere Indianer mit ihren Zeltstangen verursacht hatten. Die Spuren eines wandernden Lagers unterscheiden sich wesentlich von derartigen Spuren der Weissen, indem jene keine Wagen besitzen; die Spur der Wagen mit dem Zugvieh bildet eine Strasse, hingegen die Spuren der Travas bilden drei tief ausgefurchte Pfade parallel nebeneinander nämlich der mittlere Pfad wird vom Lasttier, sei es Ross oder Hund die zwei äussern Pfade von den spitzen Enden der Tragstangen ausgefurcht. Dieser Spur folgten wir von der Prairie hinunter nach dem Fluss, diesem eine Weile entlang wieder in eine Prairie. In einem Cut-off<sup>1</sup>, einem See (zur Zeit mit einer Unzahl von Pelikanen American white Pelican, Pelecanus americanus Audubon, bedeckt) früher aber das Flussbett, das eine andere Richtung genommen fanden wir die Skelette von Zweighütten, über welche die Heranten bloss ihre Decken geworfen, nebst verlassenen Feuern. Diese Spur war Bellangé doch ein wenig zu frisch; ihm war Angst um seine Haut. Wir verliessen daher die Trail (die Spur) und den Fluss und traten einer weiten Prairie zu, die von einer Reihe von Hügeln umgeben war. Mein Fuchs wollte nicht mehr traben, während vieux Blanc<sup>2</sup>, ein alter Reisender, beständig seinen gleichförmigen Trab lief. Um doch bei einander zu bleiben, und da wir noch eine weite Strecke zu durchreiten hatten, war ich gezwungen, die schultlahme Mähre mit einer Haselrute nachzutreiben. Nachdem wir mitten durch die Coquille durchwatet hatten, lagerten wir uns ein wenig im hohen Grase, um die Gäule ausschnaufen zu lassen und unsere Beine strecken; ein halbes Biskuit war unser Mittagmahl. Wir befanden uns auf den eigentlichen Jagdgründen der Herantsa. Um die sogenannten Feinde nicht unnötig uns auf den Hals zu locken, durften wir weder öfter schiessen, noch uns zu offen zeigen. Uebrigens umschleichende Feinde häufig solche Lager, um Coup zu zählen<sup>3</sup>; die Sioux konnten uns daher gefährlicher werden als selbst die Herantsa. Indem wir über die Prairie de la traverse ritten, den grand détour abschneidend, machte ich Bellangé auf einen zierlichen Cabribo (Pronghorned Antilope) aufmerksam, der aus einer Vertiefung auf uns zukam und uns neugierig beguckte, ohne uns zu wittern, so dass wir gegen den Wind gingen. Bellangé hiess mich anhalten, schli-

<sup>1</sup> Altwasser.

<sup>2</sup> Das Pferd Bellangés.

<sup>3</sup> Das heisst das Zeichen einer Heldenthat.

vom vieux Blanc herunter, nahm einen Doppelstutzer und zielte auf das fette Tier. Der Bock kam so nahe, dass man ihn mit einer ordentlichen Pistole hätte treffen können. Bellangé schoss, aber das Tier gab gar nicht acht darauf, sondern trabte ganz graziös um uns herum, ohne uns den Wind abzugewinnen; der zweite Schuss ging viel zu hoch; der Bock floh jetzt mit gewaltigen Sprüngen davon. Bellangé sagte zur Ausrede, ich hätte zu stark geladen; natürlich für diese Distanz; einem solchen trefflichen Jäger, wofür er sich ausgeben wollte, braucht man nicht zu sagen, dass man mit der gleichen Ladung fern wie nah treffen könne, je nachdem der Visierpunkt hoch oder tief genommen wird. Seine Waidmannskunst verlor bedeutend in meinen Augen. Er wird sich auch mit dem Spruche trösten, den man spöttisch in den Mund der Kanadier legt, weil sie sich und ihr Land bei Fremden übermässig herausstreichen und am Ende nichts dahinter ist: Je suis du Canada — il me faut de ça — J'ai des pommes de terre — Pour passer l'hiverre!

Abends hatten wir die Coteaux oder Hügel des Kniferiver zu erklimmen; sie waren steil und von tiefliegenden Bächen durchschnitten, so dass wir gezwungen waren, unsere Pferde zu führen. Von diesen Höhen hatte man eine herrliche Fernsicht auf die Hügelkette jenseits des Missouri, wo es wimmelte von Büffeln. Wie die Sonne unterging, wateten wir durch den Kniferiver: sahen von weitem das alte Dorf der Herantsa, welches sie bewohnten, bevor sie den jetzigen Platz bei Fort Berthold auswählten, welcher jedenfalls zur Verteidigung besser gelegen ist. Auf einem hohen steilen Ufer an einer weiten Prairie kann eine Ueberrumpelung nicht so leicht stattfinden, als hier in den vielen kleinen Thälern. Endlich erreichten wir den hohen Wald, welcher gewöhnlich sich längs den Ufern des Missouri hinzieht; scheuchten ein Rudel weisschwänziger Hirsche auf, die auf den Tritt unserer Pferde nicht acht gaben, bis sie das gefährlichste aller Tiere, den Menschen, ganz in der Nähe sahen. Wir wählten unser Lager am Ufer, erstens um Wasser zu haben und zweitens um durch den Luftzug, der fast immer gegen den Strom weht, von den Muskiten befreit zu sein. Ein mug (Zinnbecher, einen Schoppen haltend) Kaffee mit einem Cracker (Biskuit) war wieder unsere Mahlzeit. Wir löschten unser Feuer aus, um weder durch Licht noch Rauch Feinde anzuziehen. Doch wachte keiner; wir schiefen ruhig in unsere Decken eingehüllt, die Sättel als Hauptkissen, während unsere müden Gäule, an lange Stricke (Lassos) angebunden, weideten. Heute über 16 Stunden im Sattel gesessen. — Da wir uns noch immer auf gefährlichen Jagdrevieren befanden, so sassen wir wieder vor Sonnenaufgang zu Pferde. Die

Müdigkeit der Gäule benahm uns viel von unserer Fröhlichkeit. Reiten auf einem lahmen Klepper, den man immer mit der Gabel und den Fersen antreiben muss, zieht zu sehr die Aufmerksamkeit von der Schönheit der Umgegend ab, während man jauchzen möchte, wenn der Gaul von selbst willig läuft, wenn er rennen darf, — Ungeduld scharrt, wenn er stehen soll, und wiehert und schnob. So einer war mein Bill gewesen; wenn er 60 Meilen des Tages laufen, hatte er immer noch Flausen im Kopfe: meine Stuten waren zwar schneller auf kürzere Distanz, weicher in den Bewegungen, aber solche Ausdauer zu langen Reisen besaßen sie denn doch nicht wie mein Bill in Savannah. Das Reiten eines trägen Gauls ist auch viel ermüdender.

Fanden ein Stück parflèche (Pergament) mit einem Pfeilenbogen dabei, ein Zeichen, dass Indianer unlängst hier durchgezogen, während wir dieselben hinter uns wähnten. Lagerten uns an der Rivière blanche zum Frühstück. Nachher eine steile felsige Hügelkette überschritten, die einem Feinde tausend Gelegenheiten zu Ueberfall und Angriff oder heimtückischem Totschiessen gegeben hätte. Versteinerte Cederstämme und Aeste gesehen. Wie alt müssen die nicht sein! Als wir wieder hinuntergestiegen und am Waldsaume angekommen, fanden wir frischen Büffelmist in Menge. Also jetzt waren wir unweit oder dicht hinter den Büffeln. Unsere Flinten, die allezeit bei uns waren, nahmen wir vom Schosse in den linken Arm, um nach einem Büffel zu knallen, sobald er sich in Schussweite erblicken ließe. Endlich sahen wir vor uns mehrere dunkle Buckel sich bewegen, konnten aber die müden Gäule zu keinem Galopp bringen. In dem Gewild entlief uns, wir konnten uns bloss über die sonderbar rollende Bewegung des Galoppes der Büffeltiere lustig machen. Jeden Augenblick kreuzten wir Büffelpfade, die von den Hügeln nach dem Missois gingen. — Wieder eine Hügelkette überschritten, an welcher sich eine andere Eigentümlichkeit zeigte, nämlich rotgebrannte Erde; von weitem sah es aus wie Felsen aus Ziegelstein. Einer steilen und engen Schlucht nach in die Ebene gelangend, sahen wir drei Büffeltiere etwa 200 Schritte vor uns ruhig weiden. Wir sassen sogleich ab. Während ich in der Schlucht oder in dem trockenen Bache die Gäule hielt, schlich Bellangé auf dem Bauche den Büffeln zu. Er besinnt sich wieder lange, bevor er schießt, obschon die Büffel ruhig grasen; endlich knallt es, die Kugel wirft Staub auf unter dem Bauche des nächsten Stieres; erstaunt sieht dieser sich um; es knallt wieder, die Büffel, diesmal erschreckt, heben zornig die Schwänze.

---

<sup>1</sup> Bernismus für «Pfeilbogen».

und geben Pech; doch halten sie bald wieder an, da sie niemand verfolgt, da keiner verwundet ist. Trefflicher Schütze! Auf 100 Schritt mit einer bekannten erprobten Büchse einen ruhigen Büffelstier zu verfehlen, — diesmal war keine Ausrede anwendbar, — auch schämte sich Bellangé nicht wenig. Erster Schuss viel zu tief, zweiter viel zu hoch. Um sich doch mit etwas zu entschuldigen, sagt endlich Bellangé, dass um diese Zeit das Fleisch der brünstigen Stiere nicht essbar sei. «Aber doch die Zunge, das Herz, der Magen?» fragte ich zum Trotz. Begegneten mehreren zahlreichen Herden von Kühen, umringt von den kämpfenden Stieren, gefolgt von den Alten, Ausgestäubten, Verstossenen. Die Stiere befanden sich in der Brunst (le rû [rut]), fochten und brüllten, stampften, und scharrten die Erde, dass es weit in die Ferne ertönte. O was hätte ich für einen Ritt auf einer meiner ehemaligen Stuten, selbst der kleinen Fashion, gegeben, sie hätten mich bald neben einen solchen Brummbären gebracht. Alle diese Herden, so zahlreich sie auch sein mochten, liefen gleich davon, wenn sie uns witterten; wir konnten sie aber nicht verfolgen; durften uns auch nicht zu sehr von unserer Richtung entfernen, um uns nicht zu verirren und unsere Gäule nicht noch mehr zu ermüden. Fanden auch eine tote Kuh, welcher bloss die Zunge und einige Rippen fehlten, ein deutliches Zeichen, dass die Jäger im Ueberflusse lebten, da sie bloss die Leckerbißsen heraus schnitten, selbst die Haut nicht abzogen; auch schien der Kadaver noch ganz frisch; keine Raben, keine Geier, keine Wölfe zeigten sich. Ich wünschte mir ein frisches Stück Fleisch herunterzuschneiden zum Nachtessen; es war so einladend und unsere bisherige Reisekost so mager, dass es mir nicht zu verargen war, animalisches Gelüste zu empfinden. Bellangé trieb aber weiter, die Indianer seien in der Nähe, wir müssten die offene Ebene verlassen, Gebüsch oder Bäche suchen, Gewild sei hier die Menge. Fleisch könne uns nicht fehlen zum Abendessen u. s. w. Ich wollte auch nicht hungrier thun als er. So ritten wir weiter über unabsehbare Wiesen, bedeckt mit vielen Herden dunklen Viehs. So zahlreich waren die Büffel früher in Indiana, Illinois! Alle diese Herden, die wir die ersten Tage getroffen, kamen vom Missouri her, wo sie den Durst gestillt; die Prairiebäche waren trocken. Für meinen Führer war der Anblick dieser Büffel nichts Neues; sein Auge suchte Indianer, weil er diese fürchtete. Mir hingegen waren diese Herden etwas Neues; an Gefahr dachte ich in meiner Freude durchaus nicht, hatte auch keine Eile Fort Union zu erreichen, wusste nicht, was meiner dort wartete; fürchtete, vielleicht auch als ein überflüssiger Gast betrachtet zu werden. Ich wollte immer anhalten, um die Be-

wegungen und Manieren spielender Kälber, besorgter Kühe und in Liebe entbrannter Stiere, alter Nachzügler zu studieren; aber Bellangé eilte vorwärts, hieb beständig auf den Vieux blanc los, rief mir ärgerlich zu, nicht zurückzubleiben. Aber ich hatte nur Sinn für die Büffel in der Prairie, war ja dies doch ein Anblick, den ich mehrtausendmal sehlichst gewünscht.

Auf einmal kommt eine Herde über den Kamm eines Hügel vom Flusse gegen uns zu! Die müssen gejagt sein! Büffel gehen immer langsam vorwärts, wenn sie weiden, liegen bloss zum Wiederkauen oder Schlafen nieder, bleiben daher nie lange an einem Platze. Wie ich Bellangé nachreite, um seine Aufmerksamkeit auf die ungewöhnliche Eile der Büffel zu lenken, sahen wir beide zu gleicher Zeit mehrere Indianer zu Ross der Flanke der Herde entlang dahersprengen. Der Vorderste erblickt uns, schwenkt seinen Gaul herum und verschwunden sind die wilden Jäger hinter dem Hügel. Die Herde rennt hinter uns vorbei. Noch ein Indianer zu Ross zeigt sich rasch auf der Hügelkante und kehrt sogleich um, nachdem er uns gesehen. «Wir sind entdeckt, verloren!» ruft Bellangé ängstlich es sei ihm den ganzen Tag vor gewesen, ein Unglück würde uns begegnen, sein linker Ellbogen habe ihn beständig gejackt! Ich tröstete ihn mit seiner bleiernen Kugel, die er trotz eines abergläubischen Indianers am Halse als seinen Talisman, seine «Medizin» trägt; sie sei ja von einem Pfaffen eingesegnet, um ihn vor Gefahr zu bewahren! Ich verliess mich mehr auf meinen Mut und meine Doppelflinte. Wir befanden uns auf einer offenen, ganz ebenen Prairie; man konnte uns nicht beschleichen, das Gras war zu wenig hoch; die Sonne schien noch hell und heiss; es mochte etwa 4 Uhr sein. An Gefahr dachte ich gar nicht, wenigstens nicht von der Herantsa, und wenn auch, ohne Gefahr keine Romantik. Liebe ohne Gefahr ist kein Roman. Mein Führer nahm nun mein Fernglas zu Hand, um nach verdächtigen Kennzeichen eilender oder kriechender Indianer zu sehen; besonders schlimm war das Terrain zu unserer Linken: der Missouri mit seinem Gebüsch, zwar einige Meilen entfernt. Dort konnte der Feind sich verstecken, uns den Vorsprung abgewinnen, uns aufpassen, des Nachts überraschen. Endlich näherte wir uns einigen niedrigen Hügeln, die wir längst vor uns in bläulichem Duft erblickt hatten und die von Bellangé als unser Nachquartier auserkoren waren. In der Nähe sollte sich ein altes Haus befinden, in welchem früher Mackenzie, Clerk im Fort Union, mit den Assiniboins gehandelt. Wir befanden uns also auf dem Jagdgrunde dieser letztern; desto besser, dachte ich, die kranken und trauernden Herantsa haben wir nicht mehr zu fürchten; begegne

wir Assiniboins, die sind friedlich und Bellangé hat von seiner squaw ihre Sprache gelernt. Wir sprachen gerade davon, wie er seine Assiniboinsquaw früher in Fort Union gesehen, wo er engagé war, wie er sie später den Crows als Gefangene abkaufte, weil sie bei seinem Anblick vor Freude geweint u. s. w. Unter solchen Gesprächen kamen wir unerwartet von einem steilen Abhang herab, da erblickten wir mit Erstaunen zwei Indianer jenseits eines kleinen Baches zu unsern Füßen, waren aber noch mehr erstaunt, als die beiden ihre roten Decken schwangen, zum Zeichen, wir sollten zu ihnen herüberkommen, und uns zuriefen: marequa, marequa (Freund). Bellangé antwortete aber: Oui, oui, crapauds, pas cette fois-ci. Mir rief er zu, es seien Sioux, die hier den Gros ventres aufpassten. Damit peitscht er seinen Schimmel und fort im Galopp war er im Augenblick. Meine Mähre will nach, aber ich nicht. Während ich sie mit Gewalt zurückhalte, dreht sich meine Malertasche um; Album, Farbschachtel, Schreibzeug, Tagebuch etc., alles fällt zerstreut auf den Boden. Meine Skizzen, mein Zeichnungsmaterial im Stiche lassen? Nie und nimmer. Absteigen und zusammenraffen, was das Wichtigste schien, war im Nu geschehen: meine Tasche hatte sich aber verdreht, mit einer Hand musste ich Gaul und Flinte halten; wie ich sehe, dass das Album nicht in die Tasche wolle, nahm ich es unter den Arm, werfe meinen herabgefallenen Mantel wieder über den Sattel, die Mähre springt zurück, zerreisst den Zaum, der mir in der Hand bleibt, und fort im Galopp ist das verdammte Tier. Ah, jetzt kannst du gut laufen, warte nur! Das Buch mit Farben, Pinseln, Malpapier, Kompass u. s. w. endlich in der Tasche versorgt und umgehängt, den Mantel über den linken Arm geworfen, die Flinte mit gespanntem Hahn fertig zum Anschlag in beiden Händen, erwarte ich die «Wilden», die jetzt von verschiedenen Seiten dahersprengten. Doch anstatt mit der Hand am Munde den Kriegsruf erschallen zu lassen, rief mir der Nächste wieder marequa, marequa (Freund). Alle waren bewaffnet, auf nackten Pferden. Unterdessen hatte Bellangé meine Mähre frei herumlaufen sehen und sprengte zu mir zurück, um die Gefahr mit mir zu teilen (?). Er fand mich umringt von bekannten Herantsas, ihnen die Hände schüttelnd, und über sein Davonlaufen lachend. Während er nun seinerseits den Tête de loup und Tête de bœuf begrüßte, suche ich noch einige verlorene Gegenstände auf; einige Buben ritten meinem Gaule nach und brachten ihn zurück. Die Indianer fanden unser Zusammenreffen höchst erbaulich, nicht so Bellangé. Er war erbost über mich, dass ich ihm nicht sogleich nachgefolgt; ich werde sehen, dass Tête de loup mir Unheil anrichten werde; wir müssten jetzt in ihr



Lager, bon gré mal gré. Wir ritten in Gesellschaft den Abhang hinunter, durch den Bach ins Lager, welches aus einigen Schattendächern aus Zweigen mit Decken darüber bestand, stiegen ab und setzten uns an ein Feuer in den Kreis unserer roten Freunde oder Feinde. Bellangé hiess mich die Flinte nicht aus der Hand legen, sonst sei ich verloren. Einige Kinder kamen auf mich zugesprungen und gaben mir freundlich ihre Händchen (Anmerkung: die Indianer grüssen sich weder mit Händedruck noch Glückwunsch. Entweder reden sie beim Begegnen miteinander, oder geben ein Erkennungszeichen durch Ausruf oder durch Bewegung mit der Hand. Iowäs sagen hou! was die Weissen in ihrer Nachbarschaft häufig nachahmen, anstatt die Zeit zu wünschen. Wenn daher Indianer die Hand zum Grusse reichen, geschieht es aus Nachahmung unserer Gebräuche): sie kannten mich, weil ich ihnen öfter Zucker in meinem Zimmer geschenkt. Ich legte zwar meinen Stutzer in meinen Schoss, doch ohne an Gefahr zu glauben, denn, wie die Herantsa uns erzählten, hatten sie uns schon lange betrachtet, wie wir über die Prairie daher ritten; lachten uns aus, wie wir immer herumgeguckt hätten, deuteten auf meine blecherne Wasserflasche, deren Glanz sie schon in grosser Entfernung geblendet. Hätten sie also etwas Böses vorgehabt, hätten sie uns sehr leicht und ganz unbemerkt mit einem Pfeile den Garaus machen können. Ihren frischen Büffelrennern mit unsern müden Gäulen zu entrinnen, davon konnte auch keine Rede sein. Bloss in einem kleinen dichten Gebüsch hätten wir uns verstecken und halten können, aber nicht für lange. Die Herantsa kannten unsere Bewaffnung von früher; Tête de bœuf hatte die eigentümliche Einrichtung meines Flintenschlosses oft bewundert: ein kleinerer Hahn deckte ähnlich einem Zündpfanndeckel die Zündröhrchen zu, um sie sowohl vor Feuchtigkeit als unzeitigem Losgehen zu schützen. Die Pfeife wird herumgeboten, ein jeder raucht einige Züge daraus; unterdessen erzählt Bellangé seinem Freunde Tête de bœuf, der dessen Frau immer seine Schwester nannte, als Zeichen grosser Freundschaft der Familien, dass der Zweck unserer Reise nach dem Fort Union zu gehen sei, für mich, um dort zu bleiben, für ihn, um Arzneimittel für Ikipische (für Kipp; Pierre Gareau nannten die Herantsa mi, Stein, Pierre) zu holen und damit zurückzukehren; dass er sie bitte, uns nichts zu thun, indem ich die Indianer zu sehr liebe, um sie durch Krankheit verderben zu wollen; er hätte gehört, einige unter ihnen wollten mich töten, aber von dem Bruder seiner Frau hoffe er als Freund behandelt zu werden. Tête de bœuf antwortete seinerseits, sie seien auf dem Wege zu den Crows begriffen, ihre Verwandten zu besuchen; von ihnen sei für

mich durchaus keine Gefahr vorhanden, sie glaubten nicht, dass ich « böse Medizin » sei. Hierauf brachten ihre Weiber auserwählte Streifen frischen Fleisches, wovon eine Menge zum Trocknen aushing; dafür gaben wir ihnen Kaffee und Zucker zum Kochen, so dass allen ein leckeres Mahl zu teil wurde, uns durch das saftige Fleisch, ihnen durch den süssen Kaffee.

Nach dem Mahle trieb Bellangé vorwärts, obschon die zwei Männer uns einluden, bei ihnen zu übernachten und den Weg nach Fort Union mit ihnen zusammen zu reiten. Er entschuldigte sich mit Eile; es war aber nichts als Furcht, welche ihn trieb. Ich schnitt mir eine tüchtige Weidenrute, um meine Mähre mores zu lehren, denn über ihr Davonlaufen war ich sehr erbost. Die Sonne war bereits untergegangen, als wir von unsern freundlichen Wirten Abschied nahmen; sie beschenkten uns noch mit frischem Fleisch für mehrere Tage. Bellangé führte mich bis an eine schöne Quelle zwei Meilen vom Lager; hier war klares kühles Wasser und gute Weide. Nachdem die Pferde an langen Stricken angebunden worden waren, legten wir uns auch nieder, doch nicht bevor ich meinem Führer die unvorteilhafte Lage unseres Platzes bewiesen und ihn ermahnt, wenn er wirklich den Herantsa nicht traue, sollten wir uns nicht in einem kleinen Kessel begraben, umringt von Anhöhen, hinter welchen der Feind heranschleichen und uns, selbst ungesehen und ungestört, erschliessen könne. Es sei keine Gefahr mehr vorhanden, sagt er. Bellangé war voller Widersprüche mit der « Gefahr ». Nachts wurde nie gewacht; er schoss, so oft sich eine Gelegenheit darbot, obschon er es mir verbot. Der Knall seiner Büchse war ebenso hörbar, als der der meinigen. Er war furchtsam, übel gelaunt, wollte sich aber doch wichtig machen.

Der Mond schien prachtvoll am klaren Himmel und spiegelte sich selbstgefällig in der ruhigen Quelle. Fern und nahe tönte das dumpfe Brüllen und Stampfen der brünstigen und kämpfenden Stiere, ein alter Kayak<sup>1</sup> kam sogar brummend bei den grasenden Gäulen vorbei, seine zottige Mähne schüttelnd; wer hätte bei einem solchen Anblick schlafen mögen? Das Mondlicht schien so hell, dass ich dabei lesen konnte; ich sah in meinen Taschen nach, welche Gegenstände ich verloren: mein Briefsiegel « fier mais sensible », ein wertes Andenken von Bruder Louis (von ihm 1838 nach Paris geschickt), ein Tintenfässchen von Freund F. Studer,<sup>2</sup> Zündkapseln, Bleistifte, Compositionen auf losem Papier und andere Kleinigkeiten mehr; noch

<sup>1</sup> Ein ausgestossener Stier.

<sup>2</sup> Dem Architekten des alten Bundesrathauses.



ein alter Bleistift blieb mir für den Rest meiner Reise, was nicht sehr tröstlich war, wenn Fort Union mit Papier und Bleistiften nicht besser versehen war als Fort Berthold.

Endlich legte ich mich auch nieder, in meinen lieben Mantel eingewickelt. Kaum war ich eingeschlafen, als meine Mähre laut wieherte: wie ich aufguckte, sagt Bellangé, er hätte schon lange sprechen hören. «Diese Kröten von Wilden (ces crapauds de sauvages) folgen uns, die Mähre ruft ihren Pferden, sie riecht sie. Ich höre gewiss Holz brechen,» sagt er. Auch wiehert die Mähre noch einmal, während der alte Schimmel ruhig füttert. Obschon ich nichts gehört hatte, war es sehr wohl möglich, da mein Gehör durch den frühern Artilleriedienst in meiner Heimat sehr geschwächt worden. Kayaks kommen beständig brüllend in unsere Nähe; endlich geht der Mond nieder, es wird dunkel. Wie im Osten der Himmel etwas heller wurde, sattelten wir unsere Gäule, sassen auf und ritten durch den Bach, welcher aus der Quelle floss, da hörten wir hinter uns wieder eine Stimme marequa rufen; ohne anzuhalten, wenden wir uns um und sehen auf einer Anhöhe Tête de bœufs und seines Bruders dunkle Gestalten. Er rief uns zu, auf sie zu warten, sie wollten mit uns reisen. Bellangé antwortet aber: adieu, barbare! Rasch ritten wir weiter, denn wir hatten das Gefühl von Kälte und Feuchtigkeit vom nächtlichen Tau.

Donnerstag. Die Sonne stieg mit Glanz auf und beschien eine weite wallende Prairie mit unzähligen Herden weidender Büffel. Mehrmals kamen wir kämpfenden Stieren ganz nahe, aber sie sahen uns nicht in ihrer Wut und liefen erst davon, als sie die Büchse knallen hörten; dann eilten sie, mit Schaum bedeckt, bestaubt, die Flanken mit dem Schwanze peitschend oder denselben senkrecht wie drohend aufgehoben, der Herde nach, um wahrscheinlich den Kampf von neuem zu beginnen. Ich hätte erwartet, dass wenigstens Stiere in diesem Zustande durch den Anblick von Menschen zur Wehr gereizt würden, aber alle liefen davon. In der Prairie fliehen sie den Menschen, sobald sie ihn wittern; bloss im Walde auf engem Pfad sucht der Stier den Menschen zu überrennen und niederzustossen. Auch wenn man einem auf der Jagd ganz nahe auf den Leib rennt, stösst er gegen den Verfolger. Ueberhaupt greift der Büffel nie an; gegen Bären verteidigt sich ein Stier tapfer, eine Kuh weniger. Sonderbar daher, dass man ihn nicht bändigt; sind doch unsere Zuchtstiere auf den Weiden viel wütender und greifen unbekannte Menschen zornig an. — Fanden einen kleinen Teich mit vielen Enten bedeckt, stiegen ab, tränkten unsere Gäule, suchten trockenen Büffelmist — denn von Baum und Strauch war weit und breit keine Spur — zündeten ein

Feuer an, um den letzten Kaffee zu kochen. Das geschenkte Fleisch war noch nicht genug getrocknet, um ungebraten genossen zu werden; der Büffelmist gab ihm keinen schlechten Beigeschmack, wenigstens assen wir dasselbe mit wahrer Begierde. Nach dem Frühstück wieder fort; sahen auch viele Cabris und Wölfe. In einem kleinen Thale schreckten wir auch einen jungen Grizzlibären von seinem Lager auf, das wir im Vorbeireiten sahen. Bellangé nannte diesen Mutz ours jaune, weil er gelb war mit einem hellen Ring um den Hals; dies ist aber nur die Farbe eines einjährigen Bären. Auch Mutz lief davon; schade, dass unsere Gäule so schlecht waren, wir hätten ihn leicht eingeholt und gefeffert. Uebrigens würden die Gäule schlimm zugerichtet worden sein, wenn sie gute Läufer gewesen wären; denn die Gelegenheiten, ihre Schnellfüssigkeit zu benutzen, waren zu häufig, zu verführerisch. Bald darauf gab Bellangé die letzte Probe seiner Schiesskunst. Als wir nämlich langsam einen Hügel hinanritten, sahen wir den dunklen Höcker eines Büffelstieres über der Spitze sich bewegen; es war ein gewaltiger Bursche, und kaum zehn Schritte von uns entfernt; wir hielten an; ich wollte vom Pferde losknallen; des Büffels Herz bot ein nahes und sicheres Ziel, aber Bellangé sprang ab, schlich auf ihn zu, um noch näher zu kommen, à bout portant. Er schießt; ich konnte deutlich die Wunde oben in der Schulter bemerken. Der Büffel eilt davon; ich schlage an und schiesse, um doch auch einen Schuss auf einen Büffel gethan zu haben. Sein Ausschlagen bewies, dass ich wenigstens seine Hinterbacken getroffen. Doch keine Wunde ist tödlich, die nicht das Herz trifft. Diesmal konnte ich aber die Bemerkung nicht zurückhalten, Bellangé fehle doch gar zu arg. Aus Rachsucht hatte er Bemerkungen über mein Reiten zu machen, weil ich seinem Schimmel nicht folgen konnte. Ich fragte ihn, ob darin seine Reitkunst bestünde, einen Gaul wund zu schlagen. Wie wir die Bourbeuse durchwatet hatten, gelangten wir auf eine sonderbare Prairie; sie war unfruchtbar, steinig, flach, kein Tier zeigte sich in ihrer ganzen Ausdehnung, nicht einmal ein Vogel war zu sehen, auch schien mir, sie wolle kein Ende nehmen, bis wir wieder einige ferne Hügel erblickten, hinter welchen noch eine andere Reihe liege und erst hinter denen sei Fort Union. Ich fragte also Bellangé, ob wir nicht besser gethan hätten, an der Bourbeuse zu übernachten und unsere Gäule ausruhen zu lassen; er antwortete aber, er wolle noch heute im Fort schlafen, diese Gegend sei sehr gefährlich; Blackfeet sollen oft da herumschleichen, um den Assiniboins aufzupassen, die beständig einzeln von den Forts ab und zu nach ihren verschiedenen Lagern gehen. Wir müssten uns tummeln. Ich hätte gerne noch eine Nacht im Freien geschlafen;

das Wetter war gar zu einladend klar; auch hatten wir ja Fleisch. Mein Führer aber ward furchtsam und eiliger, je näher er Fort Union kam; er hielt nicht einmal mittags an, daher steckte ich ein Stück halbgetrocknetes Fleisch in den Mund, um daran zu kauen, sowohl für den Durst als den Hunger. Mein Arm war müde vom Schlagen; noch hatten wir 25 englische Meilen bis an unser Ziel. Bellangé, immer unruhiger, steigt endlich ab, um den Gaul mit mir zu wechseln, heisst mich mit allem Gepäck auf den Schimmel sitzen; er peitscht unbarmherzig die Mähre und fort geht sie hinkend im kleinen Trabe. Er lachte mich aus; ich könne nur nicht reiten; dagegen fragt' ich ihn, ob es bei ihm der Brauch sei, mit einem Steigbügel kürzer zu reiten als mit dem andern? — er hatte dies noch nicht bemerkt; der eine Steigbügelriemen war um zwei Löcher kürzer; ich musste ganz seitwärts sitzen. Um nicht deswegen anzuhalten, liess ich halt meine Beine frei herunterhängen. Wir hatten nun einen Hügel zur Rechten, den Missouri zur Linken; die Prairien wurden kleiner und öfter von Bächen durchschnitten, die zwar ein tiefes Bett ausgegraben hatten, aber in diesem Augenblick kein Wasser enthielten. Der Abend rückte heran; mir schien es, wir könnten das Fort heute nicht mehr erreichen. Endlich gelangten wir in eine Prairie, an deren Ende Bellangé einen hellen Punkt zeigte; mit dem Fernglas unterschied ich eine helle Bastion. Das war erst das Fort William, der Opposition gehörig; fünf Meilen weiter, drei Meilen oberhalb der Mündung des Yellowstoneflusses lag erst Fort Union. Bellangé schmalzte mit der Zunge und schleckte das Maul. Er hatte nämlich auch einen Brief von Schmidt für Joe Picotte, Bourgeois von Fort William, den Neffen unseres Herrn W. Picotte, aber in der Oppositionsgesellschaft. Der Brief und meine nähere Bekanntschaft mit Joe versprachen ihm *la goutte*.<sup>1</sup> Bald kamen wir auf eine Räderspür. Beim Fort William angelangt, empfing uns Roulette, der Clerk und Dolmetscher, nahm den Brief in Empfang und dankte im Namen seines Bourgeois, der zur Zeit am Flusse fischte. Ohne abzusteigen, ritten wir auf einem gut gebahnten Wege unserm Fort zu. Die Sonne ging gerade unter und verbreitete einen goldenen Schein über die Landschaft. Bald zeigten sich die Pallisaden und weissen Bastionen nebst einer hohen Flaggenstange im Innern. Endlich ritten wir zum Thore hinein; Bellangé wurde sogleich von vielen Bekannten umringt; ich war herzlich froh, wieder auf meinen eigenen Beinen zu stehen.

---

<sup>1</sup> Ein gutes Tröpfchen als Trinkgeld.

*In Fort Union fand Kurz sofort reichliche Beschäftigung als Künstler, zunächst allerdings hauptsächlich nur als Flachmaler und nachher als Clerk, daneben aber auch — bei seiner unermüdlichen Arbeitslust und Arbeitskraft und bei den zahllosen Gegenständen, die sich seinem überall und zu jeder Zeit beobachtenden Auge darboten — als Kunstmaler.*

*Am 15. September schreibt er :*

Meine letzte Reise hierher möchte ich das glücklichste Ereignis meines bisherigen Lebens nennen. Der Aberglaube der Herantsa verhalf mir aus einer unangenehmen Lage zu einer höchst interessanten Reise und in eine Situation, in welcher ich nützlich und angenehm sein kann und nicht als das fünfte Rad am Wagen betrachtet werde.

Fort Berthold ist kein wichtiger Posten; es wird daselbst bloss mit einem Stamm gehandelt, und dieser Handel geht meistens auf Kredit, wobei öfters Verluste vorkommen. Hier hingegen handeln die Assiniboins, Crows, Crihs<sup>1</sup> und Halfbreads<sup>2</sup>; auch bildet das Fort das Depot oder Magazin der entfernteren Posten Forts Benton und Alexander, so wie Fort Berthold unter die Aufsicht von Fort Pierre gehört. Dass ein Bourgeois, als verantwortlicher Aufseher, Befehlshaber, Handelsmann, als höchste Person in einem abgeschlossenen Posten sich mehr einbilden darf mit 50 Männern unter sich, als mit bloss fünf, versteht sich von selbst; es braucht mehr Fähigkeit dazu, einen so bedeutenden Posten zu führen wie der hiesige, der im Winter noch drei bis vier verschiedene Nebenposten errichtet. Auch muss man diese Engagés kennen, um die Schwierigkeit ihrer Leitung zu verstehen, an einem Orte, wo kein Gesetz, keine Polizei herrscht. Es sind Handlanger, auf ein Jahr angestellt; meistens Leute, die in St. Louis kein Auskommen gefunden haben, Leute von allen Nationen: Kanadier, Amerikaner, Schotten, Deutsche, Schweizer, Franzosen, Italiener, Spanier, Kreolen, Mulatten, Neger und Halbindianer. Die Kanadier bilden die Mehrzahl, sind aber nicht mit den früher gerühmten Bootsleuten, den *coureurs des bois*, zu verwechseln, die sich bloss unter der strengen Zucht der *Hudsonsbay company* heranbilden, sondern man nennt sie *mangeurs de lard*, weil das Speckessen ihre Hauptliebhaberei bildet. Ihren Reden nach gibt es keine geschickteren Handwerker, aber wenn es zum Arbeiten kommt, sind sie weder fleissig noch geschickt. Solchen Leuten ohne Polizei, ohne fremde Hülfe zu imponieren, sie arbeiten zu machen,

---

<sup>1</sup> Mit Crihs sind die sonst Crees genannten Indianer bezeichnet.

<sup>2</sup> Halbindianer.

ist keine Kleinigkeit; es erfordert Geschicklichkeit, Mut und Takt. Die Bessern unter diesen Engagés schwingen sich gleich zu höhern Posten auf; sind es wirklich gute Handwerker, so werden sie als solche mit doppelter Löhnung, besserer Kost und Wohnung angestellt; sind sie ausserdem im Handelsfach und in Sprachen geschickt, dabei treu und klug, so steigen sie zur Stufe von Clerks, Bourgeois, Agenten empor. In diesem Lande dient ein jeder von unten auf; denn die wichtigeren Posten erfordern vieljährige Vertrautheit mit Charakter, Gebräuchen und Sprachen der Indianer. Den gemeinen Engagé kann man daher nicht viel achten; man muss beständig bei ihm sein, wenn er arbeiten soll; er läuft bei der geringsten Gefahr davon, weil er kein Interesse an der Wohlfahrt der Pelzhandels-gesellschaft nimmt. Dass daher Dennik die gemeinen Handlanger streng unter dem Daumen hält, ja halten muss, wenn sie ihn nicht über-vorteilen sollen, das versteht sich von selbst; er fühlt deshalb aber doch, dass einer allein nicht ausreicht, die gleichartigen Untergebenen der untern Klasse in Ordnung zu halten; denn jeder von ihnen ist bewaffnet, und wenn schon im allgemeinen nicht mutig, doch reizbar, rachsüchtig. Zu diesem Zwecke schliesst er sich näher an seine Clerks, die ihm ohnehin in geselliger und wissenschaftlicher Bildung am nächsten stehen, auf deren moralischen, wie physischen Beistand er allein rechnen kann.

Dabei verschafft er seinen Arbeitern ebenso willig eine allgemeine Belustigung, wenn sie eine Arbeit zu seiner Zufriedenheit beendigt haben, als er sie zu schmalere Kost zwingt, wenn sie faulenzten. So ist letzte Woche unter Morgans Leitung ein Vorrat Heu für nächsten Winter neun Meilen von hier zugerüstet und in stacks (konischen Haufen) aufgeschichtet, bei 15,000 Pfund getrocknetes Fleisch in einem Assiniboinlager durch Carafel eingehandelt worden und beide Clerks sind erst vor kurzem mit ihrer Mannschaft und dem Vieh zurückgekehrt. Heute mussten sie wieder an eine lange und schwere Arbeit, nämlich das Fällen und Zurüsten des Holzes für Pallisaden des Forts. Dennik gab daher letzten Samstag einen Ball, wozu er auch Joe Picotte, den Chef von Fort William, mit Familie und Angestellten freundlichst einlud. Den Saal schmückten wir so brillant als möglich mit Spiegeln, Lüstern, kostbarem Pelzwerk und indianischen Verzierungen aus. Er selbst, als der einzige Geiger, hatte die härteste Arbeit und ruhte nicht, bis alle sich müde getanzt hatten. Da Squaws und Männer nach europäischer Mode gekleidet waren, verlor der Ball in meinen Augen viel von seinem Charakter und malerischen Interesse, das man sonst unter diesen Umständen und in dieser Gegend hätte erwarten können. Bloss die Zuschauer waren

indianisch gekleidet; bloss durch sie wusste man, in welchem Lande dieser Tanz stattfand. Der Cotillon war der Haupttanz; die Squaws tanzten denselben mit viel Grazie und weit richtiger, als ich erwartet hätte; aber Squaws haben dieselbe Vorliebe für den Tanz wie unsere Weiber und die meisten der Tänzerinnen waren schon lange durch ihre weissen Ehemänner darauf eingeübt. Ueberhaupt stellen die Figuren des Cotillons wenigstens etwas vor, was mir an dem Tanze gefiel; das Walzen scheint mir Unsinn, dem Zwecke der Tanzkunst, Entfaltung der Grazie, der Geschmeidigkeit, des Anstandes, gar nicht entsprechend. Was mich betrifft, so schlug ich, da ich kein Tänzer bin, den Takt mit der Trommel.

Sonderbar, aber bezeichnend ist es, dass gerade diese Engagés, die Clerks, selbst die Bourgeois, oft sich bei ihrer Rückkehr nach den Staaten oder bei ihren Besuchen daselbst nicht genug als mountaineers hervorthun können, in den verzierten Lederkleidern sich auszuzeichnen suchen, in den groceries (Spezereiläden) indianisch tanzen und schreien, damit man sie als die mutigen, allen Gefahren trotzen den lustigen mountaineers, auch als solche berühmte Jäger, ausgezeichnete Krieger und schlaue kühne Trappers betrachte, wie sie in Büchern geschildert werden. Während dieselben so unter ihren weissen Brüdern als «Wilde» sich geltend machen wollen, suchen sie hier dem roten Bruder als Weisse zu imponieren; sie wissen, dass sie, wenigstens die gewöhnlichen Engagés, es mit nichts anderem zu erreichen im stande sind, als mit ihrer Kleidung, welche der arme Indianer nicht erwerben kann, während dieser in Wirklichkeit die Eigenschaften eines wahren mountaineers im höchsten Grade besitzt und jene nicht.

Hier muss ich noch bemerken, dass, seit die Biberfelle so sehr im Preise gefallen sind, die berühmte Klasse der Trappers beinahe nicht mehr existiert. In diesem ganzen Revier der Blackfeet, Crows, Assiniboins, Crees, Chippewäs, Herantsa, Ricaras, Dacotahs gibt es gar keine solchen mehr. Biberfelle waren ihr Haupterwerbszweig, die andern Felle, wie Hermelin, Fuchs, Moschusratte, Otter und Schneehase, sind entweder zu selten oder nicht einträglich genug, um den vielen Gefahren zu trotzen. Diese Gefahren, Entbehrungen und Abenteuer der Trappers oder Fallensteller sind genugsam durch treffliche Schriftsteller beschrieben worden. Diese verfallen aber fast allgemein in den gleichen Fehler: sie behandeln die Indianer, die rechtmässigen Eigentümer dieser Länder, deren einzige Nahrung alle darin enthaltenen Jagdtiere sind, als Räuber, Mörder, wenn sie ihr Eigentum gegen unberechtigte Jäger verteidigen. Woher nehmen nun die Tausende von weissen Jägern und Jagdliebhabern das Recht,

auf indianischem Boden zu jagen, den Indianern ihre einzige Nahrung und Kleidung zu rauben? Fragen sie erst um Erlaubnis? O nein! Wenn aber die Indianer Repressalien mit List oder Gewalt üben, dann ist ein Geschrei ohne Mass und ohne Recht. So kommt es auch, dass solche Schriftsteller bald die eine, bald die andere Nation als die grössten Schelme, als die niederträchtigsten Räuber behandeln, wie es mit den Pawnees, den Crows oft geschehen ist. Ist das billig? Das gleiche, wie von den Trappers, kann man auch von den Emigranten sagen. In vielen Fällen könnte die Not sie noch entschuldigen, aber die Mehrzahl der Tiere wird von ihnen aus blosser Jagdlust getötet, ohne Notwendigkeit. Wenn nun aber doch das Recht (?) des Stärkern gelten soll, so gönne man dieses Recht auch den Indianern; man messe mit gleicher Elle. Die Indianer verteidigen ihr Land, das mit genauen Grenzen unter die Nationen verteilt ist; sie verteidigen ihre Nahrung, ihre Existenz, so gut sie können. Sind nicht in allen civilisierten Staaten die Früchte von Baum und Feld, das weidende Vieh, selbst die Jagdtiere durch Gesetze geschützt? Und darf nicht in vielen christlichen Staaten der Landwirt auf den Frevler schiessen?

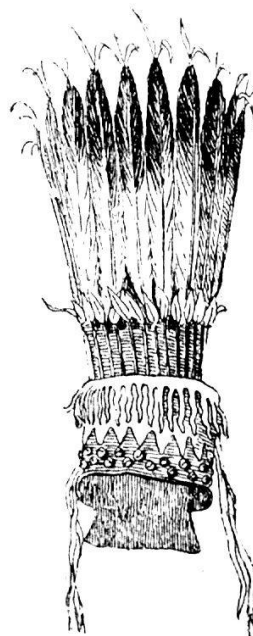
Um für Herrn Denniks freundliche Einladung Gegenrecht zu halten, lud uns Joe Picotte für den nächsten Tag (gestern) nach seinem Fort ein. Ich versprach mir wenig Vergnügen, da ich weder Tänzer noch Musikus und gerade mit andern Ideen beschäftigt bin, als Liebesabenteuer aufzusuchen. Den Sonntag hätte ich lieber dazu benutzt, unsern jungen Bären zu studieren, als schon um 10 Uhr morgens in Gesellschaft zu gehen. Aber Joe Picotte schien so erfreut zu sein, mich hier wieder zu sehen, dass ich nicht weniger höflich thun durfte; denn obschon früher in St. Joe<sup>1</sup> mit ihm gut bekannt, hatte ich bereits auf dem Fort Campbell bemerkt, dass er mich nicht gern bei der Opposition sah. Erst um 11 Uhr nachts kehrten wir vom Balle zurück, so fröhlich, als man ohne Spiritus und Amor bei einem Balle werden kann. Der Ritt nach Hause beim hellen Mondschein war hingegen eine Pracht und eine wahre Lust. Morgan auf dem Pacer voran mit seinen drei Hunden, mit Pistolen knallend; Mackenzie auf John, dem trefflichen Renner, galoppierend und renversierend, seine Squaw hinter ihm, ängstlich ihn umfassend ob den gewaltigen Sprüngen des mutigen Gaules; Denniks jüngere Squaw mit derjenigen von Smith auf einem Pony, folgten mit mir, der ich auf dem Pony von Denniks älterer Squaw sass, die jetzt fahren wollte; die beiden Weiber wollten immer mit mir wettrennen, blieben einen Augenblick

---

<sup>1</sup> St. Joseph.

zurück, riefen mir dann: *aggahéh, aggaheh!*<sup>1</sup> (vorwärts!) zu, peitschten ihren Pony, und fort ging's zusammen, wer den Vortrab zuerst erreiche. Hinter uns kam der zweirädrige Karren, gezogen von zwei Maultieren, mit dem Bourgeois, seiner Familie und den Instrumenten. Pattneau auf dem Cendré bildete den Nachtrab. Heute kam nun Joe Picotte, um nachzusehen, wie wir geschlafen; da ich gerade keine Arbeit angefangen, sagte Mr Dennik, ich könnte jetzt Joe Picottes Porträt in Aquarell malen, was ich sogleich that.

16. September. Den ganzen Tag Regen in Strömen, deswegen keine Arbeit draussen; benutzte die freie Zeit, den Kopfputz eines Carihauptlings zu zeichnen, welchen Blackfeet erbeutet. Dieser Carihauptling ist mit acht seiner Krieger durch eine Uebermacht von Blackfeet angegriffen worden; da jene sich in offener Prairie überfallen sahen, gruben sie schnell auf einer kleinen Anhöhe mit den Messern und Händen Erde aus, um sich wenigstens etwas zu decken; alle starben mutig und kämpften bis zum letzten Atemzug. (Anmerkung: Lieutenant Pike gibt eine nähere Beschreibung einer solchen Ausgrabung in seiner « Reise nach den Quellen des Mississippi »: Mr. Frazer zeigte mir in der Prairie Löcher, die von den Sioux ausgegraben waren, um sich bei Angriffen mit ihren Weibern und Kindern darin zu verbergen. Diese Löcher sind gewöhnlich rund und haben etwa 10 Fuss Durchmesser; aber einige sind halbmondförmig und waren mit einem Parapet versehen. Wenn die Indianer von der Annäherung eines Feindes unterrichtet sind, graben sie diese unterirdischen Verschanzungen mit Messern, Tomahawks und hölzernen Schaufeln aus. Sie gewinnen auf diese Weise äusserst schnell einen Graben, gross genug, um sich und ihre Familien vor den feindlichen Kugeln und Pfeilen zu schützen. Sie haben keine Idee von der Möglichkeit, ein solches Erdwerk mit Sturm zu nehmen; sie würden jedenfalls bei einem solchen Angriffe viele Leute verlieren und sich selbst nicht mit einem Siege entschädigt betrachten, da sie ein solches Unternehmen für unsinnig hielten.) — Der Kopfputz wird von den Indianern einem Packgaul gleich geschätzt; ich bin daher nicht im stande, denselben zu kaufen und begnüge mich mit einer treuen Kopie.



(Fig. 9). Kopfschmuck.  
(Skizzenbuch S. 166.)

<sup>1</sup> Siehe das Wörterbuch der Assiniboinssprache im Juliheft 1894, S. 104.



Den 17. September. Herr Dennik kam in demselben Jahre den Fluss hinauf, wie der Baron von Barnsburg, alias Prinz von Wied<sup>1</sup>; er und Herr Culbertson kamen damals zum erstenmal in diese Gegenden. Bei der Erwähnung dieses Faktums habe ich einige Anekdoten vom Prinzen und meinem Freunde Bodmer erhalten; auch über Catlin. Diesen letztern Maler betrachtet man hier als Humbug; er soll die damaligen Herren von Fort Pierre sehr kompromittiert haben mit einem Buch, Erzählungen mit ihren Namen enthaltend. Catlin ist bloss mit dem Dampfboot bis hierher gefahren und mit demselben zurück nach Fort Pierre, hat sich daselbst drei Monate aufgehalten und Indianer gemalt; er habe nie malen können, ohne Staffelei, Stuhl und alle möglichen Bequemlichkeiten bei sich zu haben. Während der drei Monate in Fort Pierre bat er den Bourgeois und die Clerks, ihm in ein Buch aus ihrem hiesigen Leben interessante Momente zu notieren, unterzeichnet mit ihren Namen. Viele schrieben ihm darauf ihre Abenteuer auf indianischem Gebiete nieder. Später gab er nun, wie es scheint, dieses Buch mit den Namen heraus, aber die Erzählungen hatte er entstellt, um Effekt zu machen und die Phantasie der Leser aufs höchste zu spannen. Schon Herr Kipp beklagte sich sehr über Catlin. Dieser soll auch Vorlesungen über die Siouxsprache in New York gehalten haben, während er kaum einige Worte derselben kannte! Yankee-Humbug! Gewisse indianische Gemälde soll er der Vereinigten Staaten-Regierung verkauft haben mit der Zusicherung, keine Kopie davon zu machen; er hielt aber sein Wort nicht, sondern kopierte sie vor der Abgabe im geheimen und stellte sie später in London aus. Herr Murray, gewesener englischer Gesandter in Bern, Verfasser des interessanten Romans *Prairiebird* und von dessen Wiederholung in anderm Gewand *The trappers bride*, sagte mir, er hätte Catlin in St. Louis die Mittel verschafft, den Missouri hinaufzufahren. (Auch um meine indianischen Zeichnungen interessiert sich Herr Murray sehr.) Das Buch von Catlin habe ich seither gelesen. Der Text enthält sehr viel Wahres, einige blagues abgerechnet, hingegen sind die meisten Zeichnungen abgeschmackt, im höchsten Grade unrichtig, besonders die der Büffel. Die Indianer jagen zum Beispiel nie im Kriegsschmuck. Die Scene der Wölfe um den verendenden Stier ist eine dumme Komödie; so auch der Sprung des Indianers auf den einzelnen Stier; dies mag höchstens in einer dichten Herde vorkommen, wenn der Jäger von beiden Seiten eingeklemmt ist. Ferner bestehen seine Büffelherden aus lauter Stieren, keinen Kühen und Kälbern; in diesen Fehler verfällt auch Bodmer.

---

<sup>1</sup> Also im Jahre 1832.

Was das Auffallendste an Catlins Zeichnung, besonders im englischen Original ist, das sind die fratzenhaften Gesichter, ja selbst die Figuren der nämlichen Indianer, die er doch im Text wegen ihrer antiken Schönheit mit Recht beständig rühmt.<sup>1</sup>

23. September. Heute einen herrlichen Tag verlebt! Den ersten Büffel gerannt und geschossen, den ersten Büffel nach der Natur gezeichnet!

Nach dem Frühstück brachte der alte Spagnole, unser Viehhüter (sieht nicht aus wie ein Alpenhirt) die Nachricht, die Jäger der Opposition (Dobies von uns genannt, von adoba [Lehm], weil ihr Fort aus Lehm, der an der Sonne gebacken wurde, errichtet ist) jagten in der untern Prairie Büffel. Mr. Dennik bot mir sogleich mit grosser Bereitwilligkeit den Pacer an, damit ich mit Owen Mackenzie Büffel rennen und studieren könne. Mac (Mackenzie) ritt den Cendré; wir waren also vortrefflich beritten, hatten übrigens keine Ordre, Fleisch hereinzubringen, sondern sollten bloss unserm Vergnügen nachgehen. Mac hatte den Auftrag, mir ein schönes Exemplar totzuschliessen, um mir Gelegenheit zum Zeichnen zu geben. Mein Skizzenbuch in der Tasche umgehängt, die Flinte über die Schenkel gelegt, das Jagdmesser hinten im Gürtel eingesteckt neben dem Pulverhorn, vorn die Kugeltasche unter dem Gürtel — das war meine Ausrüstung. Mac ist erst diesen Morgen von einer mehrtägigen Büffeljagd in einer andern Gegend zum Frühstück zurückgekommen; es ist daher eine grosse Freundlichkeit von ihm, ohne auszuruhen wieder mit mir zu reiten. Welcher Unterschied, auf feurigen Rennern zu sitzen, die sich immer überbieten wollen, die man beständig halten muss, damit sie nicht von ihrem Uebermut, ihrer Fröhlichkeit dahingerissen werden, als müde träge Klepper zu reiten, bei denen man sich abarbeitet mit Schlagen und Stüpfen<sup>2</sup> ohne sie weiter zu bringen. Welcher Unterschied im Gemüte! Das

---

<sup>1</sup> Diese Bemerkungen über Catlin sind gewiss vollkommen richtig und die Entrüstung des Malers über Catlins Leistungen in künstlerischer Hinsicht begreiflich (die Nachbildungen im Smithsonian Report 1885 sind wohl durchaus sorgfältig und fordern zu keinem andern Urteil heraus). Dies darf uns aber doch nicht hindern, die Verdienste Catlins für die damalige Zeit anzuerkennen. In seinen mündlichen und schriftlichen Darstellungen mag allerdings mancher «Ulk» untergelaufen sein. Vgl. aber über Catlins ganze Persönlichkeit und sein Wirken eben den citierten Smithsonian Report 1885, part V: The George Catlin Indian Gallery in the U. S. National Museum (Smithsonian Institution), By Thomas Donaldson. Schade, dass daneben nicht auch die schriftstellerischen und künstlerischen Leistungen des bescheidenen bernischen Malers schon früher zur Geltung gekommen sind! (Anm. des Herausgebers.)

<sup>2</sup> Berndeutsch für Stupfen.

Blut fliesst rascher, das Herz lacht und hüpfet und die Natur scheint so schön! Das Wetter hätten wir auch nicht besser auswählen können: Luft und Himmel war rein und die Sonne warm, und der Horizont weit, weit entfernt, im blauen Duft verschwimmend, die Erde trocken, weder staubig noch sumpfig! Fünf Meilen weit mussten wir scharf reiten, bis wir die gejagte Herde erreichten; glaubten schon, die Dobies hätten uns die Jagd verdorben, als wir endlich bei der sogenannten Butte de Mackenzie (vom Vater meines Jagdgefährten so genannt) unerwartet auf eine kleine Herde alter und ganz junger Stiere stiessen. Einige lagen am obern Ende einer Coulée an der Quelle im Grase, andere fütterten gemütlich um sie herum. Sogleich änderten wir unsere Richtung, ritten um den Hügel herum, dem Gebüsch von Kirschen und Pflaumen der Coulée entlang, um die Büffel zu überraschen. Diese hatten aber schon den Tritt unserer Renner gehört, die Liegenden waren bereits aufgesprungen und hatten gemistet, und fort ging's mit zornig gehobenem Schweife. Sogleich setzten wir über den Bach und folgten dicht hintereinander im schnellsten Galopp der fliehenden Bande nach. Unsere Gäule kamen selbst in Eifer und suchten sich zu überbieten, doch liess ich Mac voran, um ihn zu beobachten. Schon hat er sein Opfer mit Kennerauge ausgewählt, nähert sich ihm auf zwei Schritte, knallt — und der Stier liegt schon tot am Boden, wie ich vorbeigaloppiere, so richtig hatte er dessen Herz getroffen. Mit Recht konnte man sagen: mit Knall und Fall war er zu Boden. Er schlug noch mit den Hufen im Todeskrampfe die Erde, stöhnte und rollte auf die Seite. Der Schuss war so genau ins Herz, dass ich wirklich zuerst glaubte, er sei bloss aus Schreck gefallen. Wir waren aber längst weiter: ich wünschte auch einen Schuss auf einen Büffel zu thun. Mac hiess mich folgen; wir sprengten der Herde wieder nach; er sonderte mir einen von der Herde ab (wofür der Jägerausdruck *single out*), indem er denselben von seinen Kameraden abtrieb. Ich verfolgte ihn sogleich über die rollende Prairie; die umgehängte Tasche mit Album und Zeichnungsmaterial war mir aber sehr hinderlich, da ich sie mit dem linken Arm festhalten, diesen aber wieder zum Schiessen ausstrecken musste. Ich ritt so nahe an den schwarzen Büffel, dass ich nicht fehlen konnte. Doch traf der erste Schuss etwas über dem Herzen; der Büffel drehte sich von mir weg, so dass der zweite Schuss nur sein rechtes Knie traf. Mac ritt mir nun vor und sandte dem alten Burschen eine Kugel im Vorbeirennen ins Herz. Wir luden unsere Flinten in vollem Jagen immer neben dem fliehenden Büffel einher; die Kugeln liessen wir ohne weiteres auf das blosse Pulver laufen. Mac lachte dabei den Verwundeten aus,

dass er noch laufen möge mit einer Kugel im Herzen: Bist ja tot! Wirklich konnte er nicht mehr weiter; er stund auf einmal bockstill, sah uns zornig an, während er aus der Nase blutete. Ich hielt nun meinen Pacer an und drehte ihn gegen den sterbenden Büffel, auf dessen Auge ich zielte, um ihn niederzubringen. Mein Gaul aber, noch erst im hitzigsten Galopp, konnte nicht ruhig stehen; er war im Feuer, scharrte, schnaubte, stampfte, dass es eine Freude war; dabei traf ich jedoch bloss das Auge des Ungetüms trotz der Nähe: der Büffel schüttelte kaum das Haupt, fing aber doch endlich an zu wanken, stellte erst die Beine auseinander, um das Gleichgewicht zu erhalten; es half aber alles nichts, er musste nieder, erst auf die Vorderbeine, dann auf die Seite. Er war jedoch leider zu mager, um mir als Modell eines schönen Büffels zu dienen; wir liessen ihn daher liegen und ritten zu dem zuerst Getroffenen, stiegen ab, fesselten die Füsse unserer treuen Gäule, liessen sie ausschmaufen und grasen, während ich den Toten von verschiedenen Seiten so genau wie möglich zeichnete. Sobald ich befriedigt war, schnitt Mac die Zunge und die Steine heraus, um sie als Leckerbissen seiner Squaw zu bringen; dann ging es in kurzem Galopp wieder nach Hause zurück. Reiten und Zeichnen, welch Glück! — Da der zweite Büffel nicht auf meinen Schuss gefallen, so nahm ich keine Trophäe mit.<sup>1</sup>

*Am 24. September ergicht sich nun der Maler in Betrachtungen und interessanten Mittheilungen über die Indianer:*

Bei einem indianischen Gefecht ist das grösste Gedränge, der hitzigste Kampf um einen Toten oder Verwundeten, wie im trojanischen Kriege. Als Krieger sich auszuzeichnen, ist des Indianers höchster Ruhm; daher kämpfen die verschiedenen Stämme seit so langer Zeit gegeneinander, dass sie gewöhnlich die erste Veranlassung zum Streit gar nicht mehr kennen. Es ist also oft weniger ein Vertilgungskrieg, als eine Gelegenheit sich auszuzeichnen. Einen Feind dabei von weitem totzuschliessen, dazu braucht es keinen Mut, es ist also keine Heldenthat, zählt nicht « Coup »; hingegen einen Feind im Handgemenge zu erlegen, dazu gehört Kraft, Gewandtheit, Schlauheit. Da nun ein Beweis von dem Anrühren seines überwältigten Feindes erfordert wird, wenn keine Zeugen dabei sind, so ziehen sie den Skalp, die Kopfhaut samt den Haaren, oder auch nur einen Teil davon, dem erlegten, oft nur betäubten Feinde ab. Das erfordert Zeit und Mut, so lange dem feindlichen Feuer oder der Rache sich

---

<sup>1</sup> Das Skizzenbuch enthält glänzende Beweise von dem künstlerischen Erfolg dieser Jagdpartie. (S. Nr. 159 und 161.)

blosszustellen. In einem Gefechte, wo Zeugen dabei sind, wird der Skalp nicht gefordert, um Coup zählen zu können; man muss aber den Feind mit der Hand oder seiner Waffe berührt haben; deshalb das Gedränge um einen gefallenen Feind. Es ist ja auch die grösste Schande einer Partei, besonders des Anführers, wenn der Feind den Körper eines der Ihrigen erbeutet, mit ihm Hohn treibt, Glieder abschneidet, damit sie den Weibern zum Siegestanz, den Hunden zur Speise vorgeworfen werden. Deshalb die wütenden Angriffe und die heftige Verteidigung um eines Gefallenen willen.

Gleich starke Parteien greifen sich selten an (d. h. wenn der Krieg nicht aus förmlichem Hass geführt wird); sich einem Verlust ohne sichern Gewinn auszusetzen, ist nicht smart, wie der Amerikaner sich ausdrücken würde, d. h. nicht schlau, klug. Denn Klugheit sei der bessere Teil der Tapferkeit. Wird eine kleine Schar von einer Uebermacht angegriffen, so kämpft sie mit Löwenmut bis auf den letzten Mann, sucht nicht zu entrinnen.

Einander durch Hohn zu reizen, herausfordern, ist bei den Indianern sehr üblich; es gibt Gelegenheit, sich vor den Seinigen auszuzeichnen — auch ganz griechisch-trojanisch. Ueberhaupt waren die homerischen Helden nichts als Indianer.

Die Assiniboins (Dacotah, auch Nacotah; von ihren Verwandten, den Sioux, Hoche, die Abtrünnigen, genannt — Sioux ist der Ausdruck für Assiniboins im allgemeinen) machen selten Gefangene; sie töten alles, was ihnen unter das Messer kommt, Greise, Weiber, Knaben und Mädchen; alle sind Feinde, haben Feinde erzeugt oder werden solche erzeugen.

Mädchen aus guter Familie werden bei den Indianern streng bewacht; sie müssen sich des Nachts dicht einwickeln, da es den Bucks, den jungen Burschen, erlaubt ist, ihr Glück zu versuchen, wo sie wollen, wenn sie sich Schlägen und Stichen aussetzen mögen. Gerade weil es gefährlich ist, reizt es die Mutigen und sie betrachten es als Vorübungen zu spätern ernstlichen Kriegsthaten. Als Krieger lässt sich ein Indianer nicht mehr zu solchen Streichen herab; er ist ein Mann, ehrt sich als solchen und handelt darnach. Da er Weiber ad libitum haben kann, so viele er zu ernähren vermag, so kauft, heiratet er jedes Mädchen, das ihm gefällt. Vor einiger Zeit soll sich ein Mädchen des Ours fou, des Chefs der Assiniboins (derzeit mit Herrn Culbertson nach Fort Laramie<sup>1</sup>) aus Verdruss erhängt haben, weil es einem jungen Burschen gelungen war, trotz der Be-

---

<sup>1</sup> Zu der grossen Zusammenkunft der Indianerstämme mit Abgeordneten der Vereinigten Staaten.

wachung und Einwicklung ihre verborgenen Schätze mit seiner Hand zu berühren. Er rühmte sich dessen und sie erhängte sich, ob wegen jenes taktlosen Rühmens oder der verwegenen Berührung, davon schweigt die Geschichte. Wegen ihres Todes musste sich der Bursche für ein Jahr in die Fremde (zu einer andern Bande) begeben und seine Verwandten hatten Pferde und andere Geschenke als Sühne zu bezahlen.

Durch Zufall einen Bekannten zu verwunden oder zu töten, wird nicht entschuldigt; die gleiche Strafe oder Sühne wird gefordert, wie wenn der Tod oder die Verwundung absichtlich geschehen; als Entschuldigung gilt bloss die Vermummung des Getroffenen, wenn er sich zum Anlocken der Hirsche oder Antilopen mit Tierfellen bedeckt hat. Denn auf der Jagd muss man schnell schiessen, so wie man das kleinste Merkmal sieht. Ferner kann auch ein Feind als Spion unter dieser Vermummung stecken.

Assiniboins, Crihs, Crows, Blakfeet, Flatheads haben noch keinen Begriff von der Grösse der weissen Bevölkerung, nicht einmal von der Macht der Vereinigten Staaten. Die wenigen weissen Pelzhändler mit ihren Leuten halten sie für arme Leute, die zu Hause ihren Unterhalt nicht finden. Geht auch etwa einmal einer der Chefs nach den Vereinigten Staaten, um sich zu unterrichten, so glaubt ihm doch niemand zu Hause; das viele Wunderbare können sie nicht fassen. Ein Schwager des Bourgeois wurde deshalb getötet, weil er sich nicht einen Lügner wollte schelten lassen und daher gleich den Beleidiger niederschoss, worauf er dann von einem rächenden Verwandten desselben ebenfalls tödlich getroffen wurde. — Diese Notizen beim Porträtmalen von Herrn Dennik aufgepickt.

Den 25. September. Das Bild fertig; der Alte, voller Freude, dass er ein neues Wunder für die Indianer besitzt, fragt Squaws und Kinder: wer ist das? kennst du ihn? Da ihn jedermann erkennt, ist er sehr zufrieden. Indianer begreifen nicht, wie ein Bild eines Menschen einem bestimmten bekannten Individuum ähnlich gemalt werden könne; das könne nicht mit rechten Dingen zugehen: da müssten auch wohl die Brillen<sup>1</sup> helfen, da keiner der andern Weissen zu malen im stande sei, noch weniger Brillen trage. Dass man eine menschliche Figur darstellen kann, mit besonderen Kennzeichen der Kleidung, begreifen sie wohl; denn sie haben selbst Uebung in solchen Hieroglyphen; bei ihnen unterscheidet sich die Zeichnung eines Mannes durch nackte Beine, die des Weibes durch einen langen Rock oder keine Beine. Aber ein Gesicht zu malen,

---

<sup>1</sup> Kurz trug eine Brille.

das ein jedes Kind für Minnehasga (langes Messer, indianischer Name des Bourgeois als eines Amerikaners) hält, das ist merkwürdig. Schon Matoh, die Dogge, war ein Wunder, aber jetzt gar ein Mann! Was Herrn Dennik besonders gefällt, ist die Bemerkung seiner Squaws, sie mögen im Zimmer stehen oder gehen, wohin sie wollen, sein Bild sehe ihnen immer nach: ehe wakau! Wie übernatürlich!

Seit dies Porträt so gelungen, nimmt Herr Dennik viel mehr Anteil an meiner Idee einer indianischen Galerie; er glaubt jetzt, dass ich dieselbe auch gehörig auszuführen im stande sei. Mein Plan gefiel ihm sehr, sechs Landschaften (Wald, Prairie, Fluss, Cou-lée, Fernsicht, Fels), sechs Tierstücke (Büffel, Bär, Elk, Hirsch, Cabri, Pferde), sechs Szenen aus dem indianischen Leben (Tanz, Spiel, Gefecht, Familie, Jagd, Beratungsscene) zu malen. Nur gross, sehr gross! kleine Bilder machen keinen Effekt, sagt er.<sup>1</sup>

Den 26. September. Sogenannte Parks oder Einzäunungen, um Büffel herdenweise zu töten, werden oft von den Assiniboins und andern Stämmen errichtet, um Lager auf lange Zeit mit Fleisch zu versehen. Es ist die grossartigste Hetzjagd, die man sich denken kann; viel Geschrei und Lärm dabei. Die Assiniboins werfen zu diesem Zweck zur Winterszeit in der Nähe ihres Lagers einen weiten kreisförmigen Wall von dicken Stämmen und Gesträuch auf, wozu sie einen geeigneten Boden auswählen; in diesem Walle lassen sie eine schmale Oeffnung. Sobald sich nun eine Herde in der Nähe unter dem Winde zeigt, geht ein einzelner Jäger als Büffel verummmt derselben entgegen, sucht durch allerlei Bewegungen die Aufmerksamkeit der nächsten Tiere auf sich zu ziehen, schreit, brüllt, schüttelt seine Büffelhaut und nähert sich allmählich der Oeffnung des Parks, von welcher aus zwei divergierende Reihen Pfähle von Distanz zu Distanz in einer so langen Reihe gesteckt werden, bis sie eine Weite haben, dass eine Herde dazwischen durchgehen kann. Sind die Büffel einmal im Gange, dem verummmten Jäger als ihrem Leithammel sich zu nähern, und ist die Neugierde der vordersten Büffel geweckt, so folgen die andern von selbst; die Masse folgt stets ihrem Leiter, wird zusammengehalten durch die Furchtsamkeit der Kühe, ihre Sorgfalt für die Kälber, die Eifersucht der Stiere. Der schlaue Jäger geht nun langsam voran, übereilt sich nicht; eine einzige ungeschickte Bewegung kann ihn verraten, die Tiere stutzig, scheu machen, die Jagd verderben, ihn dem Gespött der Weiber und

---

<sup>1</sup> Ein Abglanz dieser Galerie hat sich auf dem von dem Künstler meisterhaft gemalten Pfeifenrohr erhalten, das jetzt im Besitz des historischen Museums in Bern ist.

Kinder aussetzen, ihn um seinen Ruf als ausgezeichnete Jäger bringen; denn nicht einem jeden kann man diesen schwierigen Posten anvertrauen; es bedarf genauer Kenntnis der Büffelmannieren, grosser Geschicklichkeit, dieselben nachzuahmen, bedeutender Kaltblütigkeit und grossen Muts, sich den Hufen und Hörnern derselben auszusetzen. Sobald dann die Vordersten sich gehörig der schmalen Parköffnung genähert, so dass die ganze Herde sich zwischen den zwei Pfahlreihen bewegt, zeigen sich auch im Rücken der Herde Reiter und schnelle Läufer, die den Rückzug abschneiden und durch ihre Gegenwart sie vorwärts treiben. Aber dann erst fängt das raschere Treiben an, wenn der einzelne Jäger den Medezinpole (Medezinpahl) in der Mitte des freien Raums erreicht, seine Büffelhaut dort als Opfer dargebracht und neben den übrigen Verzierungen und Malereien befestigt hat. Dann flüchtet er sich; denn jetzt wird die Herde, deren Leiter bereits zum Thore hereinkommen, mit wildem Geschrei in den leeren Raum getrieben. Sobald dieser mit Büffeln angefüllt ist, so wird die Oeffnung verrammelt. Sind dann die Büffel eingepfercht, so wird nicht mehr geschrien, da sie sonst leicht durchbrechen würden. Von der Umzäunung herunter werden nun die gefangenen Büffel mit Pfeilen, Kugeln und Lanzen erlegt, bis sich keiner mehr rührt. Dann kommen die Weiber mit den Messern und Baden und schwelgen im warmen Blute der vielen Opfer, wühlen in deren dampfendem Leibe, schneiden behende die noch zuckenden Glieder vom Rumpfe ab, trinken begierig das warme Blut, essen roh die Steine des Stiers, das Magenetz der jungen Kuh, selbst die Leber, wenn der Hunger gross ist.

Bei einem mikawuä, cerne, einer allgemeinen Jagd, schiessen die Jäger in vollem Lauf und zählen bloss die fehlenden Pfeile oder Kugeln. Die Weiber folgen dicht hintendrein, stürzen über das erste gefallene Opfer her und ziehen sorgfältig die Haut ab, welche der Jäger allein fordert; das Fleisch gehört denen, die es abschneiden, auf Hund- und Rosstravays ins Lager schleppen.<sup>1</sup>

Die Indianer beiderlei Geschlechts sind leidenschaftliche Spieler, besonders die noch in ihrer alten Freiheit lebenden. Ihrer gesellschaftlichen Unterhaltung fehlen die wichtigen Fragen über politische und pekuniäre Existenz, über ihre eigene Geschichte, die vergangene und gegenwärtige, wie die der verschiedenartigsten, auch der entferntesten Völker, über Religion u. s. w. Ihr abgeschlossenes einsames Leben im Zelt oder Lager bietet ihnen wenig Stoff zur Unterhaltung; Jagd und Krieg sind ihnen alltäglich, die wenigen Aben-

<sup>1</sup> Siehe die Abbildung im Juliheft 1894, S. 57.



teuer schon zu oft wiederholt; zu feinen Witzen bieten ihre ungelenkigen Sprachen sich nicht dar. Sie suchen daher durch Spiel ihrem Stilleben einen Reiz zu verschaffen. Sie spielen immer um irgend einen Gegenstand, wenn er auch noch so geringfügig ist; werden dabei eifrig, leidenschaftlich, was gerade gesucht wird; aber von Streit habe ich nie gehört, nie etwas gesehen; sie haben keine Spiele, wo betrogen werden kann. Die Iowäs spielen schon mit Karten (poker — wer in der Hand die meisten gleichartigen hält, gewinnt). Junge Leute sah ich mehrmals sich gegen einander auf den Boden setzen, ihre Mokassins ausziehen und alle vier zwischen sich in eine Reihe stellen. Einer der Spielenden schiebt nun seine Hand in jeden der Schuhe; in dem einen lässt er seinen Fingerring oder einen sonstigen kleinen Gegenstand zurück. Sein Gegenpart muss nun erraten, in welchem Schuh der Gegenstand liegt; er darf nur einmal raten, hat dann verloren oder gewonnen.

Bei den Omahaws sah ich leichte Lanzen durch einen rollenden Ring in vollem Sprunge werfen; wer durch den Ring schießt, hat gewonnen. Es ist dies sehr schwierig, aber eine treffliche Leibesübung, da sie, so lange sie spielen, beständig die Bahn auf und abrennen, um sich im Werfen der Lanze nach einem beweglichen, im Fluge befindlichen Ziel zu üben.

Die Herantsa haben das sogenannte Billardspiel; es ist dasselbe um ihr Dorf herum in beständiger Uebung, wenn es die Witterung zulässt. Ihre Billardqueue werfen sie in vollem Lauf einem auf der Erde rollenden Ringe nach; sie ist mit Leder markiert und hat am Ende einen Bausch von Lederstreifen, Tuchlappen oder gar nur Gras. Der Stab ist mit vier Marken von Leder bezeichnet; je nachdem nun eine dieser Marken dem steinernen Ring zunächst zu liegen kommt, zählt der Spieler. Der Gewinner wirft den Ring; beide rennen nach und werfen demselben ihre Stäbe nach. Der Bausch am Ende des Stabes, welchen die Herantsa idi nennen, soll denselben verhindern, zu weit über die glatte Bahn hinzuschiessen. Der Boden ist zwar nicht glatt, wird aber doch so rein von Steinchen oder andern Unreinlichkeiten, Unebenheiten gehalten, dass er einem Stubenboden gleicht. Die Stäbe werden oft so dicht übereinander oder so gleichförmig an den Ring geworfen, dass die Spielenden selbst nicht entscheiden können; ohne Worte zu verlieren oder gar zu streiten, werden dann sogleich ältere Zuschauer herbeigerufen; ihr Ausspruch ist entscheidend. Es wird oft sehr hoch gespielt, obschon immer mit einem kleinen Gegenstand angefangen wird; man setzt aber immer höher, Bogen, Pfeile, Messer, Schuhe, Büffelhäute, verzierte leggins (mitasses, Hosen), verzierte Lederhemden, Tabakpfeifen, Flinten,

Pferde, Zelte, selbst die ältern Weiber. Einige leben ganz vom Spiel, gehen nie auf die Jagd.

Ueber die Spiele der Crows und Assiniboins erzählt mir der Boss (Meister, Schütz, Bourgeois) vieles. Die Crows sollen grosse Betrüger sein; die letztern von Natur freigebiger, gutnütiger(?). Sie nehmen ein flaches Becken von Holz, legen darauf einige Bohnen oder Samenkörner, auf einer Seite schwarz gebrannt, nebst Rabenklauen, wovon sich eine durch eine weisse Linie von der Wurzel bis zur Spitze auszeichnet, ferner einige Köpfe von Messingnägeln, wenn sie solche besitzen. Das Becken wird nun mit dem Inhalt aufwärts geschnellt; wie die schwarzen oder hellen Seiten der Körner oben zu liegen kommen, besonders aber, wenn die weisse Spitze der Rabenklau aufsteht, darnach wird gezählt. Das Spiel dauert oft mehrere Tage ununterbrochen fort, nachdem der Verlierende hartnäckig oder seine Mittel bedeutend sind. So lange einer noch etwas zu verlieren hat, schämt er sich aufzugeben. Dabei wird folgende Regel beobachtet, um dem Verlierenden wieder zu seiner Sache zu verhelfen und den Spass zu verlängern: der Gewinner setzt von den gewonnenen Gegenständen das Doppelte an Wert gegen den Einsatz des Verlierenden. Im höchsten Eifer werden oft auch die Lederzelte, die Weiber, ja das eigene Leben eingesetzt — wenn einer alles verspielt hat, keine Wohnung, keine Familie mehr besitzt, darf er sich



(Fig. 10). Billardspieler.  
(Skizzenbuch S. 133.)

verhelfen und den Spass zu verlängern: der Gewinner setzt von den gewonnenen Gegenständen das Doppelte an Wert gegen den Einsatz des Verlierenden. Im höchsten Eifer werden oft auch die Lederzelte, die Weiber, ja das eigene Leben eingesetzt — wenn einer alles verspielt hat, keine Wohnung, keine Familie mehr besitzt, darf er sich

wohl schämen, ferner zu leben. Doch wird das Leben eines Verlierenden nie genommen, sondern er muss dem Gewinner dienen, d. h. für ihn jagen. Im Werte stehen zwei Messer gleich einem Paar Hosen; zwei Messer und Hosen gleich einem Blanket; zwei Messer, Hosen und ein Blanket gleich einer Flinte; zwei Messer, Hosen, ein Blanket und eine Flinte gleich einem Pferd; diese Gegenstände zusammen gleich einem Lederzelt; diese endlich alle zusammen gleich einer Squaw!

Es wird auch aus einem Bündel zwei Fuss langer geschabte Stäbe eine Handvoll rasch weggenommen; während sie vom Spiele in seine andere Hand geworfen werden, muss der Gegenpart die Anzahl der aufgehobenen schnell erraten. (Anmerkung: Die Italiener haben ein ähnliches Rätselspiel mit den Fingern, Morra genannt.)

Herr Dennik behauptet, die Indianer sehen jetzt viel schmucke aus, als in frühern Zeiten. Wie er sie zuerst kennen gelernt (dabei spricht er immer von *unsern*, den hiesigen Indianern), seien sie nackt oder bloss in schmutzige, schäbige Lederfetzen gekleidet, nur sehr selten bei ganz besondern Gelegenheiten aufgeputzt gewesen. Jetzt seien sie reinlicher; schmücken sich mit Glasperlen, wollene Decken, besitzen jetzt auch Pferde, verfertigen hübsche praktische Sättel nach eigener Phantasie und eigenem Bedürfnis. Durch die Pelzhändler erhalten die Indianer sehr viel Nützliches, aber auch viel Ueberflüssiges.

Alle Indianer, welche längs Flüssen oder Seen wohnen, sind sehr reinlich, da sie leidenschaftliche Schwimmer sind, sowohl Männer wie Weiber und Kinder. Die Herantsa und Rihs<sup>1</sup> baden sich täglich eher zweimal als gar nicht; selbst während der Influenza führten sie einander trotz des Fiebers, der Schwäche und des Hustens in das Wasser. Die Mutter wäscht sich und ihr Kind gleich nach dessen Geburt im kalten Wasser, so lange es nicht gefroren ist. Den Prairieindianern fehlt diese Gelegenheit, sie können also nicht so reinlich sein; es ist aber bloss dieser Umstand an ihrem Schmutz schuld. Sie sind keine Liebhaber desselben. Schmutz passt schon nicht zu ihrem Hang zum Putze, zu ihrer Gefallsucht.

*Am 27. September berichtet der Maler, dass eine Bande Crihs aus einem benachbarten Lager ins Fort gekommen sei.*

*Am 28. September fährt er folgendermassen fort:* Crihs beinahe alle fort, sie sind noch fast ganz in ihrer alten ursprünglichen Tracht Lederkleider und Büffelhaut. Herrn Denniks Papagei war eine grosse Merkwürdigkeit für diese Leute; sie konnten sich kaum trennen von

---

<sup>1</sup> Rihs ist die kürzere Bezeichnung für Ricaras, Aricaras.

ihm. Er machte alt und jung, vornehm und gering beständig lachen. Obschon sie sein englisches: how do you do, putty<sup>1</sup> Polly? nicht verstanden, so wussten sie doch, dass es gesprochen war. Ein Vogel, der spricht, muss ein Wundervogel, grosse *Medizin* sein. Sein Lachen. Weinen, Husten, Klagen riss sie erst recht hin. Keiner konnte sich des Lachens enthalten. Ueberhaupt ist es ein irriger Begriff von einem Indianer, wenn man glaubt, er sei beständig stoisch; ja, unter Umständen, z. B. bei Martern, ferner bei Versammlungen; keine Unterbrechung des Redners wird da geduldet; aber im geselligen Leben lachen und schwatzen sie wie wir. Dass sich ein angesehener Krieger hochachtet, sich hütet, seinem Ansehen durch bubenhaftes Betragen, wie vorlautes Schwatzen und Neugierde, kindisches Lachen und Klagen zu schaden, finde ich ganz am Platze; das ist weder Stoicismus noch Amtsmiene, sondern Achtung seines eigenen Werts, angeborne Würde, edler Stolz.

Crihs sollen die mutigsten Krieger, die besten Schützen mit der Flinte, aber die schlauesten, hartnäckigsten Händler sein. Assiniboins schießen am besten mit dem Bogen, erhalten aber auch weniger gute Flinten von den Amerikanern, als jene von den Engländern.

Unsere Indianer halten sehr wenig auf uns Weisse, sagt der Bourgeois; sie behaupten, wir thäten alles, um Büffelhäute zu erhalten: lügen, betrügen, im Kot arbeiten, wie ihre Squaws. Wir seien arme Leute, könnten ohne sie nicht leben, müssten Roben kaufen oder erfrieren. Daher sei unserseits das beste Mittel, um ihnen zu imponieren, dass man thue, wie wenn man sie nicht beachte, wortkarg sei, sie weder in Kleidung noch in Manieren nachahme. Sobald man sie aufsuche, familiär, freigebig sei, würden sie nur glauben, man buhle um ihre Freundschaft oder ihren Schutz, was das Gefühl ihrer Wichtigkeit noch erhöhen und unsere Hilflosigkeit ihnen noch deutlicher beweisen würde. In diesem Falle müsste man ihre Freundschaft, ihren sogenannten Schutz teuer bezahlen; sie hätten kein Mass im Fordern. Unter sich schätzen sie die Freigebigkeit, largesse, als eine hohe Tugend, so dass selbst ein jedes Geschenk so gut wie ein coup auf die Büffelhaut markiert wird. Einen Weissen betrachten sie aber nicht wie einen der Ihrigen, selbst nicht als einen anerkannten Freund. Des Weissen Freigebigkeit beweist seine Schwäche: er sucht Schutz. Dies Land gehört dem Weissen nicht; er muss die Erlaubnis, ein Fort zu gründen, mit den Eingebornen zu handeln, beständig bezahlen, förmlichen Tribut dafür entrichten. Mit Freigebigkeit gewinnt kein Weisser die Freundschaft,

---

<sup>1</sup> Wahrscheinlich papageiisch oder sonst verdorben aus pretty.

die Achtung des Indianers. Wenn man einen Indianer jeden Tag des Jahres beschenke, heute mit einem Ross, morgen mit einer Flinte, übermorgen mit einer Decke, dann einem Messer, und so fort bis zum letzten Tage, und man vergässe oder verweigerte am 365. Tage ein Geschenk zu geben, desto ärger würde sein Zorn. Das gleiche sei mit einer Squaw der Fall, je mehr man ihr schenke, um ihr zu gefallen, desto mehr glaube sie den Geber in ihrer Gewalt, achte ihn durchaus nicht, noch weniger liebe sie ihn, zeige bloss ein freundliches Gesicht um der Gaben willen. Eine Squaw müsse ihren Mann fürchten, dann schätze sie in ihm die Männlichkeit; sie will einen stolzen Krieger, keinen gutmütigen Schuh. Einige tüchtige Streiche, oder eine derbe, schreckliche Zurechtweisung sei daher von Zeit zu Zeit nötig, um ihre Achtung und Liebe wieder aufzufrischen. Ohnehin liebe eine Squaw einen weissen Gemahl bloss um seiner Habseligkeiten willen, weil sie weniger arbeiten müsse, besser essen, sich schmucker kleiden könne; aber von Liebe keine Rede! Erst mit dem dritten oder vierten Kinde, wenn sie zu alt für ihre indianischen Dandies werden, fangen sie an, ihre ganze Anhänglichkeit dem Vater ihrer Kinder zu widmen. Laufe eine Squaw fort, so solle man derselben gar keine Aufmerksamkeit mehr schenken; ihr nachzulaufen, sie gar zu bitten, zurückzukommen, sei unter der Würde eines Kriegers, von ihnen nicht geschätzt. Die Sioux besonders suchen darin eine grosse Ehre, so viel Weiber oder Geliebte wegzuworfen als möglich (*j'ai jeté tant de femelles*), mit andern Worten: zu hintergehen. Ich denke auch, dass, da dies eine uralte Sitte ist, die « Weibchen » dies ihrerseits auch nicht sehr zu Herzen nehmen und Freude an der Veränderung haben. Ein Krieger betrachtet seine Frau als eine gekaufte Ware, die er wegwerfen kann, sobald es ihm beliebt, deren er so viele halten kann, als er zu kaufen im stande ist, indem er sie mit seiner Jagd ernährt. Je besser ein Jäger, desto mehr Wild tötet er, um so mehr Häute bringt er ein. Diese Häute bilden gegerbt seinen Reichtum, wofür er alle andern Bedürfnisse eintauscht. Die Weiber sind es, welche die Häute mit grosser Geschicklichkeit und Schnelligkeit zurichten. Je trefflicher der Jäger, desto mehr Weiber hat er also nötig; auch bekommt er das Fleisch, um sie zu ernähren. Dabei ist nicht gesagt dass er bloss auf junge Weiber oder bloss auf schöne sehe; er wird zwar danach trachten, immer ein apartiges Bisschen für sein Privatvergnügen zu besitzen; die andern sind mehr Arbeitsweiber, alte Mädchen oder Weiber, die oft froh sind, einer Familie anzugehören; denn bei ihren beständigen Kriegen geschieht es nur zu häufig, dass Kinder ihre Väter, Weiber ihre Gatten verlieren. Die Vielweiberei ist bei den Indianern kein

Zeichen von Sinnlichkeit, sondern von Arbeitsamkeit. Ich habe viele Indianer gekannt, die nie mehr als eine, und nie eine andere Frau gehabt haben.

Heiratet ein Mann die älteste Tochter einer Familie, so hat er auch die ersten Ansprüche auf die jüngern Schwestern; sobald er einer jüngern eine Decke oder sonst ein grösseres Geschenk gibt, so hält sie sich an ihren Schwager gebunden, sie ist sein. Er kann sie einem andern abtreten, aber sie kann keinem andern Mann ohne seine Einwilligung gehören; doch schenkt er ihr nichts, wenn sie heiratsfähig wird, so bleibt sie frei.<sup>1</sup>

Die Ehen mit mehreren Schwestern sollen die angenehmsten sein, weil sie unter sich keine Eifersucht kennen, sich nicht bekriegen.<sup>4</sup>

Die Chefs von Handelsposten heiraten gerne in grosse angesehene Familien, wenn sie es vermögen; ihr Anhang, ihre Kundschaft wird dadurch vergrössert, somit auch ihr Profit. Ihre indianischen Verwandten bleiben ihnen treu und vertauschen ihr Pelzwerk nicht einer andern Gesellschaft. Ferner wird der betreffende Chef durch dieselben beständig von allem unterrichtet, was seinen Handel fördern kann; wo in einem Lager, in einem Zelte Büffelhäute vorrätig sind, vernimmt er sogleich; Geschenke ziehen sie herein. Einem Clerk ist eine vornehme Squaw zu kostspielig und bringt ihm keinen Nutzen, da er seinen fixen Gehalt, aber keine Prozente bezieht. Schulden zu machen bindet ihn an die Gesellschaft.

Sah heute eine Crihsquaw am Oberleib ganz nackt unter der Büffelhaut gehen; dies soll ein Zeichen der Trauer sein, weil sie ein Kind verloren hat. Tracht der Crihsquaws wie bei den Sauteuses<sup>5</sup>:

---

<sup>1</sup> Dauxion Lavaysse in seinem Buche: Voyage à Trinidad, etc., pag. 344, sagt auch von den Karaïben: « Ces Califournans<sup>2</sup> (so nennen sich die Karaïben) sont polygames, comme la plupart des Indiens, et ils ont ceci de particulier, que lorsqu'un d'eux a épousé l'aînée d'une famille, il a le droit d'épouser les sœurs cadettes, à mesure qu'elles viennent à l'âge de puberté. » Nachträgliche Anmerkung des Malers.<sup>3</sup>

<sup>2</sup> Nicht etwa Kaliforniens; nachher wird ausdrücklich bemerkt, dass die Karaïben sich selbst Califournans nennen und aus einem weit, weit entlegenen Lande herkommen wollen, weshalb Lavaysse sie von den Azteken ableitete.

<sup>3</sup> Vgl. darüber die vollkommen übereinstimmende Darstellung in dem interessanten Buche von Lewis H. Morgan, Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Civilisation. Aus dem Englischen von W. Eichhoff und Karl Kautsky. Stuttgart 1891, S. 135. Hier wird dies als Sitte bei den Crows, sowie in mindestens vierzig andern Indianerstämmen, und als « Ueberlebsel der alten Sitte der Punalua » bezeichnet.

<sup>4</sup> ! ? Anmerkung des Herausgebers.

<sup>5</sup> Siehe die schöne Abbildung im Juliheft 1894, p. 67.

nämlich Schultern und Arme nackt, der Rock durch einen bis zwei Träger gehalten; wird es kalt, so ziehen sie Aermel an, die hinten im Nacken und vorn auf der Brust zusammengeknüpft werden. Assiniboinsquaws gehen sehr häufig bloss mit einem Aermel und lassen den arbeitenden Arm frei; auch sind ihre hemdartigen Röcke ohne besondere Träger; dafür gehen sie über der einen Schulter zusammen.

Den 30. September. Die Indianer halten die Cedern und Tannen für die gescheitesten Bäume, weil sie ihre Blätter für den Winter beibehalten. Nicht übel! Das hat bis jetzt in unserer Blumensprache gefehlt, in welcher nur Gefühle, aber keine intellektuellen Gaben vertreten sind. Ein kluger Hausvater würde danach mit einem grünen Tannenreis ausgedrückt.

Herr Dennik fragte mich unter anderm, ob ich es delikater handelt finde, wenn ein Indianer alle Andenken an einen toten Verwandten oder Freund vernichte, von ihm nie mehr mit seinem Namen rede, nur von «dem, den du kennst», als wie bei uns Andenken ewig aufzubewahren, den Gram beständig zu unterhalten, zu nähren, sich darin zu gefallen, dabei so viel köstliche Zeit zu verheulen, die besser angewendet werden sollte. Ich fand schon die Beispiele nicht richtig gewählt; denn die Indianer heulen nicht nur lange beim Grab eines werten Toten, sondern tragen auch bekanntlich selbst von seinen Knochen als Andenken mit; ferner verheulen nur solche bei uns mit Wehklagen ihre Zeit, die nichts Besseres, Notwendigeres zu thun haben. Noch weniger fand ich Zartgefühl im Verstecken Neuvermählter vor ihren Schwiegereltern. Wenn nämlich ein Tochtermann zu seinen Schwiegereltern sprechen wolle, müsse es immer durch die Thüre oder durch eine dritte Person geschehen; er dürfe ihnen nie ins Angesicht blicken, müsse im Vorbeigehen sich das Gesicht mit den Händen oder der Decke verhüllen; komme er unbewusst in ihre Gegenwart, so werde er sogleich daran erinnert. Dies gelte in gewissem Grade auch von der Schwiegertochter, müsse aber von den Betreffenden nur vor ihren Schwiegereltern beobachtet werden; vor seinen eigenen habe man sich nicht zu verhüllen; es gilt auch nur für so lange, als die Tochter noch nicht beständig bei den Schwiegereltern oder im Zelte ihres Mannes wohnt; ein Mädchen verlässt selten die Wohnung ihrer Eltern in der ersten Zeit nach ihrer Heirat; auch wohnen oft die Schwiegersöhne bei ihren Schwiegereltern, jagen für sie, erhalten sie.

In jener Verhüllung finde ich nichts als falsche Scham. Es würde mehr Zartgefühl zeigen, wenn man aus dem Verkehr Neuvermählter gar nichts Besonderes machte, sich keine Anspielung

erlaubte, die Sache als etwas Natürliches betrachtete. Und noch bei Indianern solche Umstände!<sup>1</sup>

1. Oktober. Indianer glauben an Geister, obschon noch keiner einen solchen gesehen; sie sprechen aber zu ihnen und beraten sich mit ihnen. Nach ihrer Meinung gehen die Geister nicht auf dem Boden, sondern etwa zwei Fuss darüber.

4. Oktober. Blackfeet diesseits der Rocky mountains werden auf 1500 Zelte mit ungefähr 4000 Kriegern berechnet, Crows auf 440 Zelte mit 1200 Kriegern, Assiniboins in unserer Nachbarschaft auf 420 Zelte zu 1050 Kriegern und 2—300 Zelte weiter nördlich am Winnipegsee, Creeks oder Knistenaus, welche hier handeln, auf 150 Zelte, der ganze Stamm soll aber 800 Zelte betragen. Ricaras 600 Krieger in 300 Zelten, Chippeways 3000 Zelte, Sioux 4000. Pawnees und Aricaras sind von demselben Stamme, ebenso die Assiniboins und Sioux, Crows und Herantsa, Chippeways, Crihs, Pottowatomies und Musquakees; Mandans 16 Zelte (lodges, loges) oberhalb Fort Clarke, wovon bloss 7 bewohnt; mit denen, die mit dem Grand Mandan bei den Herantsa wohnen, zählten sie vor der letzten Cholera 45 Mann.

5. Oktober. Die Indianer geben auch hier und da ein «Essen» (gluttonfeast), das man füglich «Fressen» nennen könnte, indem jeder Eingeladene eine ungewöhnlich starke Portion Fleisch zu essen bekommt; die Trommel darf auch hier nicht fehlen. Wer zuerst seinen Anteil verschlungen, ist Sieger; wer stecken bleibt, muss mit einem Geschenke vom Rest sich loskaufen.

Aus Uebermut oder aus Hass beissen die Indianer auch in das Fleisch toter Feinde, aber bloss in der ersten Wut nach dem Kampfe; so weit treiben sie es nicht, wie die Azteken, welche ihre Opfer verSpeisten.

7. Oktober. Einen Augenblick verursachten die Weiber und Kinder einen ungewöhnlichen Lärm an der hintern Pforte. In der Erwartung, Herr Culbertson sei in der Nähe, lief alles nach dem Ufer. Es war bloss ein Indianer, der sich mit seinem Weibe anschickte mit zwei Pferden über den Missouri zu schwimmen. Einer unserer Assiniboins schwamm auf die Sandbank, um ihn anzurufen, wer er sei. Ein Herantsa, nicht Apsaroka, wie wir vermutet. Mit Hülfe meines Fernglases konnte ich ihren interessanten Vorbereitungen zusehen. Der Uebergang über den Fluss fand auf ähnliche Weise statt, wie ich früher den Papillon durchschwommen. Vermittelst einer

---

<sup>1</sup> Diese Abschnitte (S. 107 bis S. 140) wurden bereits publiziert in der Schweizerischen Rundschau (August und September 1894), deren Verleger, Herr Alb. Müller in Zürich, die Erlaubnis zum Wiederabdruck in unserer Zeitschrift erteilte.



Parflèche oder Pergamenthaut bildeten sie ein Boot, worin sie Sättel und Habseligkeiten legten und das sie zuschnürten. Die lange Schnur benutzte der Mann, um das Pack über den Fluss zu ziehen. Während er das Pergamentboot ins Wasser trug und seinen Gaul nachführte, zog sich sein Weib auch nackt hinter ihrem Gaule aus und jagte denselben vor sich her, übergab dem Manne die Kleider, welche er unter das Gepäck stieß. Dann griff er mächtig aus, den Strick des Bootes und das lederne Cabret seines Gaules zwischen den Zähnen haltend, hintenher die Frau mit ihrem Gaule nachschwimmend. So erreichten sie das diesseitige Ufer ohne Ungemach.

8. Oktober. Die Indianer schätzen die Zeit nicht; bei ihnen ist Zeit nicht gleichbedeutend mit Geld. Ihre Arbeiten rechnen sie deswegen um nichts höher an, ob sie mehr oder weniger Zeit gebraucht. Etwas müssen sie ohnehin thun, wenn sie sich nicht gar zu sehr langweilen wollen, daher sie die Zeit eher zu töten suchen, als davon Nutzen zu ziehen. Im allgemeinen ohne Lebenszweck, in den Tag hineinlebend, haben sie auch wirklich die Zeit nicht als ein Kapital zu betrachten; oft eher als eine Bürde.

Langsam geht es mit meinem Bilde vorwärts; ich habe keine Eile; je leichter ich zu malen scheine, desto weniger wird die Arbeit geschätzt. Was nichts kostet, hat wenig Wert. Letzthin z. B. kam ein Assiniboin, um Arznei gegen sein Augenübel zu holen; er erwartete nichts anderes, als einige Büffelhäute oder gar ein Ross schwitzen zu müssen, wie es von ihren Jongleurs oder Doktoren gefordert wird. Wie er sie aber geschenkt erhielt, so dankte er nicht, wandte sie auch nicht an, hatte kein Zutrauen mehr.

Fort Union, ohne Schutz gegen irgend einen Wind, er mag wehen, von welchem Striche des Kompasses er will, in der offenen Prairie, auf dem steilen Ufer des Stromes, soll der kälteste Posten sein von allen, so kalt wie die an der Hudsonsbay.

9. Oktober. Indianische Worte für Freund: taro (Iowä), digahau (Omahaw), kondah (Sioux); nach Carver in Sioux: kitchiwa, Chippewä: niconnis (pag. 351 der Hamburger Ausgabe), kuna (Assiniboin), marequah (Crow und Herantsa), nitschuwa (Crih), sihnan (Aricara), manuka (Mandan); koki heisst in Pawnee nein, gaggi bei den Rihs schlecht.

10. Oktober. Aufgeräumt; der Bourgeois besitzt jetzt alles, was er von mir als Maler wünscht. Herr Culbertson soll bei seiner Ankunft über mich entscheiden, ob ich mit ihm gehen, hier bleiben, was überhaupt in Zukunft meine Beschäftigung sein soll. — Um mir ein Beispiel zu geben, wie leicht Indianer oft coup zählen, berichtete mir Herr Dennik, wie zur Zeit, als die Sioux und Assiniboins einander

bekriegten, eine Schar von 60 Siouxkriegern zum Thor hereinschickten, bevor er dasselbe schliessen konnte. Zum Glück befand sich ausser den verheirateten Squaws bloss ein Assiniboinbube hier; diesen schloss er schnell in der Kammer über meinem Zimmer ein. Das Geheimnis blieb nicht lange verborgen; eine Squaw plauderte es bald einem der Krieger aus, welcher auch sogleich zu Herrn Dennik kam, um ihm seine Flinte nebst verzierter Robe anzubieten, wenn er dem Knaben die Hand schütteln dürfe; er wolle durchaus keine Waffen mitnehmen und wünsche selbst seine Gegenwart. Aber Herr Dennik willigte nicht ein, sagte ihm, wenn er coup zählen wolle, solle er dafür fechten.

Herr Dennik brachte seine ersten Jahre in diesem Geschäfte im Fort Pierre unter Herrn Ludlow als Clerk zu. Eines Sommers musste er mit einigen Sioux in die Prairie, um für Fleisch zu jagen. Sobald sie in die Nähe von Büffeln kamen, wurde das Lager aufgeschlagen, er im Zelte mit seiner Squaw, in einem Zelte ihre Verwandten, in einem dritten die übrigen. Alle Männer ausser ihm verliessen die Zelte, um sogleich zusammen Büffel zu jagen. Da sie länger ausblieben als man hätte erwarten sollen, spazierte er herum, um nachzusehen, wo die Jäger stecken geblieben. Bald entdeckte er mehrere Stiere, die gerade auf die Zelte losrannten. Er eilte in sein Zelt, seine Büchse zu holen. Unterdessen war seine Schwiegermutter hineingegangen und stand ihm zunächst, als er ins Zelt schlüpfte und hastig nach seiner Büchse rief; die Alte überreichte ihm dieselbe; er schoss bald zwei Stiere tot. Nachher war er der Gegenstand des Witzes für mehrere Wochen, weil er direkt zu seiner Schwiegermutter gesprochen. Er hätte ausserhalb des Zeltes ihr zurufen sollen! Er war aber in solcher Eile, dass er nicht einmal wusste, dass es nicht seine Frau war. — Witze sind selten bei den Indianern; desto länger bleibt ein solcher im Gange; beständige Wiederholung schadet ihm hier nicht.

Die Pelzhändler der gleichen Gesellschaft kommen oft in sonderbare Verwicklungen. Die Indianer betrachten den Pelzhändler, der bei ihnen Handel treibt, einen stehenden Posten hat, als einen der Ihrigen; einen Pelzhändler von der gleichen Gesellschaft, aber bei Feinden etabliert, mehr oder weniger als einen Feind. Selbst die Intelligentesten unter ihnen, wie der Vierbär (Quatre ours), können nicht begreifen, warum die Weissen, die z. B. von hier zu den Rihs oder zu den Blackfeet, den Feinden der Assiniboins gehen, von jenen nicht als Feinde betrachtet werden und warum z. B. Charbonneau Unrecht hatte, bei Fort Berthold auf die gleichen Sioux zu feuern, welche von Fort Pierre kamen, warum man hier nicht auf

Blackfeet feuern dürfe, bloss weil dieselben mit den Weissen eines anderen Forts Handel treiben, während sie doch auch die Weissen, die einzeln von diesem Fort kämen, bestehlen? — Die Pelzhändler sind bloss geduldet, weil sie notwendige Bedürfnisse austauschen, nicht beliebt; ein jeder Stamm, der einem Pelzhändler das Recht und den Platz einräumt, ein Fort zu errichten, fordert von ihm auch Hilfe und Schutz (doch bloss innerhalb des Forts) gegen seinen Feind; der Pelzhändler sollte die Feinde seiner Indianer auch als seine Feinde betrachten. Dies wäre bloss möglich, wenn ein jeder für sich Handel triebe, nicht für eine ausgedehnte Gesellschaft, und dann dürfte der unabhängige Pelzhändler bloss mit seinem Stamm und dessen Freunden Handel treiben. Es ist übrigens begreiflich, dass kein Stamm es gern sieht, wenn die gleiche Gesellschaft Waffen und Munition auch ihren Feinden verkauft.

Wenn zwei Indianer, die sich nicht feindlich sind, auf ihren Wanderungen sich begegnen, halten sie gewöhnlich einige Schritte von einander an und fragen einander, woher sie seien, welche Neuigkeiten sie wissen, ob etwas Auffallendes auf dem Pfade bemerkt oder angetroffen worden. Sind die Neuigkeiten von Bedeutung, so sitzen sie zusammen nieder und rauchen womöglich eine Pfeife Tabak. Gewöhnlich soll der jüngere dem ältern die Pfeife anbieten, lässt sich auch zuerst ausfragen; da ein jeder denselben Weg vor sich hat, welchen der andere zurückgelegt, so ist jede Spur, jedes Zeichen von Wichtigkeit; ist Gefahr vorhanden, so wird man gewarnt, ist keine zu befürchten, so geht man um so unbesorgter. Indianer grüssen sich nie mit Händedrücken oder Zuwinken oder indem sie die Zeit wünschen; sind sie einander gut bekannt, haben aber doch nichts weiter zu sagen, so geben sie das Erkennungszeichen „hou“. Ein Fremder, der sich einem indianischen Lager oder Dorfe nähert, wo Fremde selten sind, hat nicht lange zu warten, ehe er weiss, wohin sich wenden, da er nie in ein Lager kommen kann, ohne vorher von geschäftigen oder müssigen Bewohnern oder von den wachsamen entdeckt worden zu sein; es ist gleich ein *Soldat* bei der Hand, um ihn zu empfangen und ihn in die Soldaten- oder Versammlungshütte (soldiers lodge) zu geleiten. Diese Hütte ist die grösste des Lagers, bildet den Beratungsort, die Wachtstube der Krieger. In dieselbe dürfen keine Weiber treten; hier werden alle wichtigen Neuigkeiten verhandelt, über Jagd, Krieg und Wanderung beschlossen. Daher wird ein Fremder hier bewirtet, dann nach seinem Vorhaben, seinen Neuigkeiten gefragt. Ein *Soldat* ist in jedem Fall ein Krieger, der sich bereits ausgezeichnet, mehrere Coups zählt; er ist immer mehr oder weniger tätowiert, d. h. mit Nadeln sind ihm Figuren, Linien oder

Punkte in die Haut gestochen und mit Pulver oder Kohlenstaub eingerieben worden, so dass die Farbe der Tätowierung blauschwarz ist. Die hiesigen Indianer sind nicht über den ganzen Leib tätowiert, gewöhnlich über Gurgel und Brustbein, oder über die ganze Brust und die Schultern, dann wieder an Schultern und Armen, auch bloss am Vorderarm, dann wieder an den Schenkeln, doch bloss mit grossen Punkten oder Hufspuren, Lanzenspitzen. Der Rücken nie, denn der Krieger zeigt ja nicht mit seinem Hinterteile, dass er ein Tapferer ist. Bei Frauen und Mädchen kommen auch Tätowierungen vor, an welcher auch ihre Nation erkannt werden kann. Z. B. haben viele Iowämädchen einen grossen Punkt zwischen den Augenbrauen, oft zwei übereinander wie Witthae; ein Punkt soll andeuten, dass die Betreffende 10, zwei Punkte, dass sie 20 Pferde weggeschenkt. (Und früher, als sie noch keine Pferde besaßen? Gewiss rührt das Punktieren oder Tätowieren von uralter Zeit her. Für das Tätowieren wird dem Künstler viel bezahlt, selbst ein Gaul.) Dies mag die ursprüngliche Sitte gewesen sein; aber viele der punktierten Mädchen wären froh gewesen, in ihrem Leben einmal einen ganzen Gaul besessen zu haben. *Hauwepinme* war das einzige mir bekannte Iowämädchen, welches auf der Brust tätowiert war; vom Halsgrübchen gegen die Herzgrube lief ein Trapez. Dann wieder zeichneten sich die Sautousesweiber (dies ist auch den Crihs als ihren Verwandten eigen) durch 1, 2, 3 Linien, die aus den Mundwinkeln nach dem Kinn divergieren. (Das Tätowieren ist des Urmenschen erste Verzierung und Auszeichnung; bekleideten Leuten kann die Tätowierung wenig nützen.) Die Soldaten sind vorerst durch ihre Tätowierung, dann auch durch ihre Haltung, ihr würdevolles Benehmen, die besondere Art, ihre Büffelhaut oder Decke zu tragen, erkennbar; sie hängen diese nämlich so um ihren Leib, dass rechte Schulter, Brust und Arm frei bleiben; sie halten mit der linken Hand den Teil der Hülle unter dem rechten Arm fest angezogen, welcher die rechte Schulter decken sollte. Dadurch bilden sie einen ganz ungesuchten, aber doch grossartigen, leichten Faltenwurf. Ueberhaupt ist die wollene Decke die schönste Draperie des menschlichen Körpers, die ich kenne; und die Indianer, ohnehin putzsüchtig, wissen der Decke mit ihren kleinen Händen einen graziösen Schwung zu geben; sie ist ihnen beständig in den Fingern, Uebung bildet auch hier den Meister, sie geben sich keine Mühe damit zu gefallen, selten ordnen sie dieselbe aus einem andern Grunde als aus Bequemlichkeit, bloss ihre verzierten Roben tragen sie zur Schau. Die Decke ist nie plump, sie mag frei über die Schultern hängen, über den Kopf weggezogen, um den Leib befestigt sein, oder am Boden nachschleppen, immer ist sie plastisch.

Die Soldaten bilden die Polizei, den Rat eines Lagers; alle geprüften Krieger sind Soldaten. Ihre Lagerregeln zur Handhabung der Ordnung werden streng beobachtet; sie achten ihr eigen Gesetz, haben auch die Mittel den Widerspenstigen zu züchtigen, mit Schlägen, selbst mit Tod zu strafen. Ihre Beschlüsse werden durch einen Schreier öffentlich ausgerufen. Z. B. es werden Büffel in der Nähe entdeckt; ginge nun sogleich ein einzelner auf die Jagd, so würde er sie den anderen vertreiben, ihnen ihre Existenz schmälern. Eine Herde Wild darf daher kein einzelner Indianer aus einem Lager oder Dorf jagen, wohl aber einzelne Tiere. Auf die Nachricht von nahem Gewild versammeln sich sogleich die Soldaten (oft sind die meisten auf einem Kriegszuge, doch bleiben immer einige alte zurück, je nach Grösse des Lagers) zur Beratung, wann und wie gejagt werden soll. Nach der öffentlichen Bekanntmachung richtet sich jeder Jäger ein, der angesehenste wie der ärmste. Ist nun eine Umringung beschlossen, wehe dem, der vorlaut aus dem Ring bricht, den Plan stört: sein Gaul wird ihm unter dem Sitz totgeschossen, oder seine Waffen zerbrochen.

Jeder Pelzhändler wählt sich einige der angesehensten Soldaten zu seinem besondern Schutz aus, für sich und seine Waren, gibt reichliche Geschenke dafür und wohnt gewöhnlich im Lager in dem Zelte eines seiner Soldaten. Wie wir mit dem St. Ange bei Fort Pierre anhielten, traf es sich zufällig, dass ein Lager Teton-Sioux neben dem Fort errichtet war. Ein Dutzend Soldaten im grössten Schmuck gaben uns erst eine Salve, kamen auf das Boot, ihre Bekannten zu bewillkommen, hielten dann Wache bei den ausgeladenen Waren, wo sie mir eine willkommene Beute wurden; einem Hunde wurde sogleich ein Pfeil durchs Herz geschossen, weil er sein Bein gegen die Waren aufheben wollte; und die neugierigen Weiber und Kinder blieben in fernem Kreise stehen, die fremden Weissen musternd. Ueberhaupt wird jedes Jahr bei der Ankunft des Dampfbootes dasselbe durch diejenigen Soldaten im Ornate bewillkommt, welche die Kundsame derselben Gesellschaft sind. Die Yanktonans erwarteten uns auf einem Felsen, wo sie die U. S. Flagge (the star spangled banner) aufgezogen hatten. Die Landung war schwierig, musste aber doch aus Höflichkeit geschehen. Diese geschmückten Yanktonans bildeten die originellste Gruppe, die ich je gesehen. Der Chef stand mit einer Tabakspfeife auf einer ausgewaschenen Felsenkante wie auf einem hohen Piedestal; um ihn herum standen die Krieger am Rande des Flusses in verschiedenen Stellungen. Die Weiber durften erst auf das Boot herunterkommen, nachdem die Bewillkommungsscene der Krieger vorüber war.

Ein Soldat hat natürlich Familie, er ist das Oberhaupt derselben; er liebt seine Kinder ausserordentlich, schlägt sie nie; sein mahnendes Wort muss genügen; er gibt seinen Söhnen ein gutes Beispiel, wie sich ein zukünftiger Krieger betragen soll; seinen Mädchen prägt er Bescheidenheit, Sittsamkeit ein, doch wacht mehr die Mutter über das Mädchen. Der Soldat kommt oft in den Fall seine streitenden Weiber zu prügeln, um des lieben Friedens, der Ordnung willen. In seinem Zelte weist er jedem Familiengliede seinen Platz an, zum Schlafen und am Feuer, so auch seinen Besuchern, seinen Gästen. Als Haupt einer Familie darf er keine Possen in seinem Zelte treiben, höchstens mit seinen kleinen Kindern. Dazu ist aber die Soldatenhütte auserwählt, wo keine Kinder und Weiber hinkommen; da ist sein Erholungsort, hier lacht, singt, spielt, raucht, tanzt, belustigt er sich nach Noten, so lange keine Beratung vor sich geht; dann wird wieder decorum gefordert.

Die Pflichten und Freuden der Indianerinnen sind deutlich bezeichnet. Nachdem der Mann, der Vater oder Bruder, das Wild getötet und hereingebracht, hat er seine Pflicht als solcher gethan; das Abhäuten, Trocknen und Kochen, das Feuer, die Pflege der Kinder, die Verfertigung der Kleider, das Zubereiten der Häute sind Pflichten der Weiber. Im Rat hat kein Weib eine Stimme; selbst wenn sich eines im Kriege ausgezeichnet, was bei Ueberfällen von Lagern häufig vorkommen kann, wird nicht auf ihren Rat gehorcht. Kinderbesuche, Schwatzen, Singen, Tanzen, Liebschaften, Kleider und Putz bilden ihre Erholungen; von ihren gegerbten Häuten (wenn man *gerben* auch das Zubereiten von Häuten ohne Lohe, Rinde, nennen darf) hat sie einen Anteil, tauscht sich Kleider, Schmuck oder Naschereien ein. Liebhaber schenken ihren Mädchen Leckerbissen von ihrer Jagd, ihre Felle. Schwestern haben Anspruch auf alles, was ein Bruder, Schwager besitzt. Reitet ein Indianer z. B. ins Lager, begegnet einer Schwester (Schwager und Schwägerin wird wie Bruder und Schwester gehalten, sowie Oheim und Muhme, wie Vater und Mutter) und sie wünscht sein Reitpferd, so springt er sogleich ab, übergibt ihr die Halfter (Cabret, lasso), und wenn es sein bester Renner wäre; dabei wird aber Gegenrecht gehalten. Mädchen ziehen hauptsächlich Schecken allen andern Farben bei Gäulen vor, weil sie am meisten in die Augen scheinen und sich leicht vor andern auszeichnen. Der Indianer verfertigt bloss seine Waffen, seinen Haarschmuck, besorgt die Pferde, jagt und kriegt. Dass er durch die Pelzhändler sein Los verbessert, beweisen folgende Daten: Für eine Büffelhaut erhält er 60 Ladungen Pulver mit Kugeln; für 6—10 Roben eine mehr oder weniger gute Flinte, doch immer eine brauchbare.

Für eine Robe erhält er also so viel Schüsse, dass er wenigstens 50 grössere oder kleinere Pelztiere erlegen kann. Eine einzelne Pfeilspitze zu schleifen nimmt mehr Zeit, als eine squaw zum Zurichten einer Büffelhaut braucht, nämlich 3 Tage. Der Pfeil hat den Vorteil, dass er beim Abschiessen keinen Lärm macht und schneller abgeschossen und oft gebraucht werden kann; über 150 Schritte trifft er aber nicht mehr mit Gewissheit ein kleines Ziel. Bei den obern Missouriindianern sah ich das Lederband um das linke Handgelenk zum Schutze gegen die anprallende Bogensehne nicht, wie es bei Iowäs, Foxes und Omahaws gebräuchlich ist. Die obern Missouriindianer sind aber auch durchgehends mit Flinten versehen, da sie reicher sind.

Hr. Dennik behauptet, das Trinken von Whisky sei den Indianern keineswegs schädlich; es sei zwar richtig, dass Prügeleien und Mordthaten infolge des Betrunkens öfter vorkommen als sonst, aber die wilden Indianer kümmern sich das nichts; hingegen seien sie zuverlässiger, arbeitsamer, besser gekleidet gewesen zur Zeit, als Whisky von Uncle Sam erlaubt war zu tauschen, denn jetzt; aus der einfachen, aber auf der ganzen Erde wahren Ursache, dass die Menschen eifriger für ihre Vergnügungen arbeiten, als für ihr Notwendiges. Der Whisky sei dem Indianer ein scharfer Sporn zur Thätigkeit gewesen; um ihn zu geniessen, habe der Mann öfter gejagt, die Frau mehr Häute zubereitet. Die Zahl der eingetauschten Häute habe sich seither bedeutend vermindert, nicht sowohl weil es weniger Büffel gebe, als weil ein Indianer keinen Schritt für Kaffee und Brot thue, solange er Fleisch habe. Fleisch ist ihm seine liebste Nahrung; für Whisky hungert, friert und springt er tagelang. Dies ist zwar alles sehr wahr, aber auch nur die schöne Seite des Bildes. Der Hauptgrund, warum die Pelzhändler den Whisky als Ware für die Indianer trotz der grossen Lebensgefahr für sich selbst zurückwünschen, ist der ungeheure Gewinn, den sie aus dem Getränke ziehen konnten; jener Gewinn steht in keinem Vergleich mit dem jetzigen; der frühere Gewinn war 200—400 %, heute *bloss* 80 %. Der Pelzhändler urteilt und handelt als solcher. Civilisierung des Indianers ist ihm ein Greuel, denn damit hört der Pelzhandel auf. Mit der Kultur des Bodens wird der Indianer unabhängig; die Jagd hört auf seine Hauptbeschäftigung, die Felle hören auf seine Barschaft zu bilden. Verfolgt man die Geschichte der vertriebenen Indianer, so findet man immer Pelzhändler unter ihnen, welche sie vor den Weissen, ihren eigenen Landsleuten, zwar warnen, aber auch gegen sie aufstiften. Was hat die Hudsonsbay Company je für die Indianer gethan, seit sie das Privilegium des englischen Pelzhandels in Nordamerika besitzt?

*Nichts!* Wo sind hier die englischen Menschenfreunde? Die englischen Philanthropen thun gewaltig gross — wo ihr Handel nicht dabei leidet! So sind die amerikanischen Pelzhändler Gentlemen in allem, was ihren Geldbeutel nicht berührt. Die Moral des Indianers, seine Civilisierung kümmert ihn nichts; sie verdrängt seinen Handel, schmälert sein Einkommen. So lange es noch Büffel zu töten gibt, wird der Pelzhändler gegen die Civilisierung des Indianers auftreten, zwar nicht öffentlich, aber geheim. Dieser grossartige Handel darf in den Augen des Amerikaners einstweilen nicht zu Gunsten der Rothhäute verdorben werden. Selbst Missionen gedeihen nicht neben Pelzhändlern, wogegen ich übrigens nichts habe, so lange die Missionare nicht mit der Kultur des Bodens als ihrer Grundlage anfangen. Wilde, herumschweifende Jäger zu taufen, macht noch keine Christen; Anhänglichkeit an seine Scholle bildet die Grundlage zur christlichen Gemeinde, wie der Bauer überhaupt den Kern des Staates bildet. Wer kein Erdreich besitzt in geordneten Staaten, hängt doch an seiner Verwandtschaft, im weitern Sinne an seinem Vaterland. Der unstäte Jäger kennt keine Bande, die ihn irgend einen Augenblick an die Scholle oder an seine Gesellschaft festhalten. (Folgen Betrachtungen über das Christentum.)

Die Missionare verschiedenen Glaubens stimmen überein, dass es unmöglich ist Indianerstämme zu bekehren, welche im Besitze von Whisky sind. Gegen die Macht dieses geistigen Getränks vermag ihr Glauben, Predigen, Beten nichts. Es gibt aber einige Stämme, die ohne Zuthun von Missionaren durchaus keinen Whisky unter sich dulden; die Erfahrung hat sie klug gemacht, z. B. die Crihs.

Das warme Kaminfeuer macht mich heute ungemein schreibselig, es erwärmt Leib und Seele. Von einem Tag zum andern kann ich wieder von hier weg (müssen oder können?). Was mir daher des Notierens wert im Kopfe herum fährt, ist besser auf Papier aufbewahrt; neue Eindrücke verwischen zu leicht die alten. Also: Ein indianischer Redner vor einer Versammlung spricht sie mit einer Anrede an, wie sie das Verhältnis erfordert, in welchem der Redner zu den Zuhörern steht; z. B. mein Volk, meine Freunde, Verwandte, Kameraden. Hat der Redner einen Dolmetscher nötig, so teilt er seine Rede in mehrere Teile, hält an bei jedem Abschnitt, lässt den Dolmetscher übersetzen, zählt an seinen Fingern nach und fährt so fort, bis er alle Abschnitte oder Punkte vorgebracht und übersetzt weiss.

Assiniboins sind wie alle grösseren Stämme in einzelne Banden abgeteilt, von welchen eine jede ihr eigenes Oberhaupt oder ihren Anführer hat. Je grösser eines Chefs Anhang, desto höher sein Rang; er wird nach der Zahl der Krieger geschätzt, die er stellen kann.



Der beste, tapferste, klügste Krieger kann ein Chef werden ohne Anhang, ohne Verwandtschaft. Es gibt eine Bande des Gaucher (Linkhändigen), eine Bande der Mädchen, der Kanots, der Felsen, von Norden; dies sind die Namen der fünf Assiniboinbanden, über denen kein einzelnes Oberhaupt steht.<sup>1</sup> Der Gaucher war früher der mächtigste, berühmteste Chef; er scheint auch wie der berüchtigte Omahawchef Blackbird (Washinga-Schaba) seine gefährlichsten Nebenbuhler mit Arsenik auf die Seite geschafft zu haben. Damals waren die Assiniboins mit aller Welt im Krieg, mit den Blackfeet, Crows, Rihs, Herantsa und selbst den Sioux; aber viele Hunde sind des Hasen Tod; sie waren endlich gezwungen, mit den Sioux, Herantsa und Apsharokas Frieden zu schliessen.

Die Erziehung der Indianer, sagt Herr Dennik, ist die einzige, welche aus Buben Männer und aus Mädchen Weiber bildet. Was ihre Erziehung bezweckt, wird geleistet; der Bub wird zum guten Jäger, tapfern Krieger, klugen Vater, das Mädchen zur arbeitsamen, treuen, bescheidenen Mutter herangebildet. Mehr bezweckt ihre Erziehung nicht. Dabei leistet das gute Beispiel mehr als Lehren, hochtrabende Phrasen, nie erfüllte Grundsätze.

Nicht nur sind die indianischen Banden in kleinere Lager zu leichterem Bewegung und Ernährung geteilt, sondern auch diese wieder in besondere Banden, von welchen eine jede einen besondern Rang beansprucht. Junge Männer, Krieger, Mädchen und Weiber haben ihre eigenen Banden, kaufen sich mit der Zeit in höhere ein, wenn sie die Fähigkeit dazu besitzen. Jede dieser Banden hat ihren eigenen Namen, Schmuck und Tanz. Sie haben keinen andern Zweck, als Geselligkeit, Abwechslung in den Belustigungen. Die höchste Bande besteht aus den vornehmsten Kriegern, *la bande qui ne se sauve point*. Sonst tragen sie Namen beliebter Jagdtiere, doch nie die der sogenannten Medizintiere, deren Fleisch sie nicht essen, deren Felle sie nicht gerben; das ist von Stamm zu Stamm verschieden. Namen wie Adler, Bären, Biber und Wölfe sind daher ausgeschlossen, dafür Büffel, tolle Hunde, Füchse, Fasanen, Schildkröten, Elks u. s. w. erlaubt. Die Verschnittenen tragen bei ihrem Tanze gar keine Kleidung ausser den Schuhen, sind sonst nackt, selbst ohne Schamtuch; an ihrem Gliede befestigen sie eine Adlerfeder. Die Adlerfedern sind wegen ihrer Seltenheit so hoch geschätzt; man nimmt zur Bezeichnung eines

<sup>1</sup> Vergleiche Lewis Morgan, die Urgesellschaft, p. 135, Gentes der Crows  
1. Prairiehund, 2. Schlechte Gamaschen, 3. Stinktief, 4. Trügerische Hütten,  
5. Verlorene Hütten, 6. Schlechte Ehrenbezeugungen, 7. Schlächter, 8. Bewegliche Hütten, 9. Bärenatzenberg, 10. Schwarzfussshütten, 11. Fischfänger, 12. Antilope, 13. Rabe. (Pet-chale-ruhh-pa-ka.) (Anm. des Herausgebers.)

coup bloss die Schwanzfedern, deren bei einem Adler 12 sind. (Wir besitzen hier einen lebenden Adler in einem Käfig eingeschlossen. Alle Wochen erhält er nur einmal ein tüchtiges Stück Fleisch; so lange er hier ist, hat er noch nie getrunken.) Der Schwanz eines Adlers kostet hier ein Ross oder sechs Büffelhäute. Die Indianer geben sich viele Mühe, den Kriegsadler einzufangen; geschossen wird er höchst selten, wenn überhaupt. Zwei Indianer graben zum Zwecke des Fangs in wilder Gegend eine Grube in die Erde, tief genug, um einen von ihnen zu verbergen. Einer legt sich hinein, wird mit Reisern so überdeckt, dass er noch sehen und atmen kann; er muss auch mit Speise versorgt werden. Ueber die Reiser legt der andere Indianer ein Aas und entfernt sich. Stürzt nun ein Adler auf die Beize herunter, so packt ihn der verborgene Jäger bei den Beinen und zieht dieselben rasch zwischen den Reisern herunter, sticht dem Tiere das Messer ins Herz. Wehe ihm, wenn der Adler mit Schnabel oder Krallen ihn erreicht! Die Wunden sind scheusslich; in den scharfen, spitzen Klauen besitzt er mehr Kraft, als der Bär in seiner Tatze; mit seinem gekrümmten Schnabel hackt er tiefe Höhlen ins Gesicht. Oft muss der Jäger mehrere Tage in seinem Loch zubringen, ist noch froh, wenn er etwas ausrichtet, nicht gar ein Bär über ihn herfällt.

Erkundigte mich heute, ob die Friedenspfeife je missbraucht, mit verrätherischem Herzen zu einem Ueberfall angeboten wird, um einen Feind zu überlisten, oder ob sie immer heilig gehalten wird. Bei den Apsharokas und Herantsa wird die Heiligkeit der Friedenspfeife unverbrüchlich geachtet; bei den übrigen Stämmen weniger; wenn sie nur einen Feind töten können, seien alle Mittel gut. So wollten zur Zeit, als die Crows und Assiniboins einander noch bekriegten, aber doch anfragen, des Krieges überdrüssig zu werden und sich zu fragen, ob eigentlich ein Grund ihrer Fehde vorhanden oder dieselbe bloss ein Erbe ihrer Vorfahren sei, also kein eigentlicher Hass mehr zur Fortsetzung der Feindseligkeiten antrieb, vier Apsharokas mit ihren Familien trotz dem Abmahnen der Weissen in diesem Fort zu ihren Verwandten, den Herantsa, um Korn einzutauschen oder zu erbetteln. Die Crows begegneten auch wirklich einem Assiniboinlager. Das *Messer*, das *gefleckte Horn*, *Celui qui suit le chemin*, Pfadfinder, und andere bieten ihnen in einem Zelte die Pfeife an. Die Crows, ohne Ahnung, legen ihre Waffen bei Seite und rauchen. Die Assiniboins stürzen über sie her und ermorden sie. Es war ihnen mehr um die guten Pferde der Crows, als um ihre Skalps zu thun; denn sie sandten die Weiber und Kinder zu Fuss zurück. Beim Verteilen der vierbeinigen Beute kam das *gefleckte Horn* mit

dem Sohn des Pfadfinders in Streit, wobei ersterer, ein heftiger, entschlossener *Feger*, dem letztern sogleich einen Pfeil in den Rücken schoss und ihn tötete. Dafür verlor er aber seinen Anteil und musste noch mehr Bussgeschenke schwitzen.

Ein andermal wurden 28 Herantsakrieger bei einem solchen Friedensantrage von den Yanktonans gemordet. Später schlossen die Yanktonans wirklich Frieden, aber nur um desto sicherer die Herantsa zu betrügen, zu überfallen. Da diese im Brauch haben, im Winter ihr Dorf beim Fort Berthold zu verlassen und der Jagd wegen zum Kniferiver hinaufzuziehen, glaubten die Yanktonans im verlassenen Dorfe eine gute Beute von Mais zu finden. Ein Teil derselben schlich sich herauf. Zum Glück hatten aber die Herantsa Wind von dieser Schelmerei erhalten, legten ihren Feinden einen Hinterhalt in Rücken und Front; kein einziger entging ihnen, alle wurden umgebracht.

Die Crows sind bekannt für ihre gute Ordnung in ihren Lagern, doch betrifft sie mehr die Männer als die Weiber und Kinder, da sich diese selbst in Versammlungen Einreden erlauben, was sonst bei keinem Stamme vorkommt. Und doch zeichnen sich ihre Weiber mehr durch Fleiss und geschickte Arbeiten als hübsche Gesichter aus. Die jungen « Krähen » sind wild und unbändig wie Wölfe.

Wenn Vorposten den Feind entdecken, geben sie ihren Leuten folgendes Zeichen rückwärts: sie galoppieren auf und ab und kreuzen sich über die Linie; entdecken sie Büffel, so gehen sie langsam auf und ab in gerader Linie und werfen oft Staub in die Luft.

14. Oktober. Ein altes Weib trippelt jetzt hier am Stocke herum, welches in einem Zelte vor den Thoren vier Generationen besitzt; sie ist die Witwe des berühmten Chefs der Assiniboins l'Armure de fer, seither mehr als le gros Français bekannt; er war jener Anführer der Gens des roches, welchen Lewis und Clarke auf ihren bekannten Reisen angetroffen. Sie muss über hundert Jahre alt sein, geht ganz gekrümmt. — Alte Leute haben kein gutes Leben bei den Indianern, sobald sie zu nichts mehr gut sind; sie müssen gefüttert werden, wenn auch oft Mangel ist, getragen werden, wenn man eilt. Daher begegnet es nur zu oft, dass solche alte Leute auf schnellen Wanderungen elendiglich im Stiche gelassen werden, ohne Hülfe, ohne Nahrung, bloss mit einem Stocke, um die pomme blanche auszugraben. So lebte letzten Winter ein altes Weib lange Zeit ausserhalb des Forts, gefüttert von Herrn D. Sie hatte sich einen Haufen Reiser zusammengethan, um darunter zu wohnen; der Schnee hielt sie warm. Zwei von ihrer Bande beriethen sich, was mit ihr zu thun sei, ob man ihr eine bequemere Hütte machen oder sie umbringen

solle. Sie beschlossen das letztere, da sie zu viel Umstände mache, zu nichts mehr nütze. Sie schlugen sie mit Knüppeln tot. Den nächsten Morgen, als der alte Spanier ihr die Ueberreste der Tafel bringen wollte, fand er sie mit gespaltenem Kopfe. Neben ihr sassen die beiden Indianer, welche ihm lachend sagten, es sei besser für sie, tot als lebendig zu sein. — Ich verschweige mit Fleiss solche Grausamkeiten nicht, da ich trotz meiner Sympathie und Freundschaft für die Indianer ihre Fehler recht gut einsehe. Ich behaupte aber kühn, dass bei diesen sogenannten Wilden im Verhältnis zu ihrer Erziehung viel weniger Rohheiten und Grausamkeiten vorkommen, als bei den sogenannten christlichen Nationen. Es vergeht weder in den Vereinigten Staaten, noch in Europa ein Tag, wo man nicht in den Zeitungen die haarsträubendsten schändlichsten Unthaten liest. Die Grausamkeit der Indianer während der Vertilgungskriege finde ich ganz natürlich; ihre Wut war mit Recht aufs äusserste gestiegen. Waren die Borderers weniger grausam? skalpierten sie nicht mit gleicher Lust? Oh! könnten die Indianer nur Bücher schreiben!

Weiber werden gewöhnlich älter, als die Männer, weil sie weniger rauchen; das Einatmen des Tabakrauches und das Herausblasen aus der Nase, wie es bei den Indianern der Brauch ist, greift Brust und Gehirn bedeutend an; Lungenschwindsucht ist daher häufig bei Männern, obschon ihr gemischter Tabak mild und wohlriechend ist. Den fabrizierten amerikanischen Tabak können sie nur mit ihren getrockneten Blättern oder mit Bastrinde vermischt gebrauchen. Ich habe es mir jetzt auch angewöhnt, das indianische *mélée* zu rauchen (doch nicht durch die Nase), obschon ich sonst nie geraucht. Der Geruch ist sehr angenehm. Es gehört auch zur indianischen Höflichkeit, einem Besucher eine gefüllte Pfeife anzubieten; für mich besonders ist es notwendig, da ich die Sprache noch nicht verstehe.

15. Oktober. Abends zwei alte Bekannte von Fort Berthold hier angelangt: le Nez d'Ours und l'Estomac de Corbeau, der kräftigste, stolzeste Krieger des Dorfes. Sie sind auf dem Wege zu den Apsharokas und haben ihre Kameraden in der Opposition zurückgelassen. Dreihundert Rihs sollen an der Cholera gestorben sein. Die Rihs haben von den Weissen bloss einen alten Mann, der vom Zimmerplatze (*chantier*) kam, getötet; die ganze Geschichte von Dorsons Kanonenfeuer ist eine Erfindung, um etwas zu erzählen und Nahrung zu bekommen. Herantsa haben 20 Krieger, worunter 6 Mandans, verloren. Weiber und Kinder wurden nicht gezählt. Es ist keine Spur von Krankheit mehr; beim letzten Neumond sind sie ins Dorf zurückgekehrt. Herr Kipp soll 14 Krieger gekleidet haben, d. h. mit europäischen Kleidern,

ein Zeichen seiner Furcht. Bellangé, glücklich zurückgekommen, machte sich gross, wie er trefflich geschossen habe! — Die Mehrzahl der Herantsa ist gut gegen mich gestimmt; bloss einige Kunden der Opposition redeten heftig gegen mich. Jefferson Smith soll sie, weniger aus Hass, als aus Interesse gegen mich aufgestiftet haben. Le Nez d'Ours erzählte, wie sie ein Lager von 30 Assiniboinzelten von der bande des filles angetroffen; alles habe dort bei ihrem Anblicke geheult, weil durch den Frieden viele Assiniboinskalps ungerächt geblieben. Vier Herantsa erhielten Flinten, um heulen zu helfen und die erbeuteten Skalps nicht mehr zu zeigen. Ihr Partisan ist le Loup courte queue, der einige Zeit in meinem Zimmer gewohnt hat. — Eines der alten Weiber im Lager rief ihrem Hunde Kadosch, Kadosch! Da sie sonst die Hunde mit suk, suk! locken, fragte ich Herrn D., ob die Indianer ihren Hunden auch Namen geben. « Sonst nicht, *Kadosch* bedeutet Schwiegersohn! » Nun, da werden ja die Hunde wie Verwandte behandelt. Leider ist auch oft vielen Leuten kein treuerer Lebensgefährte geworden, als ein vierbeiniger.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Die Fortsetzung folgt im nächsten Jahresbericht der Gesellschaft.

